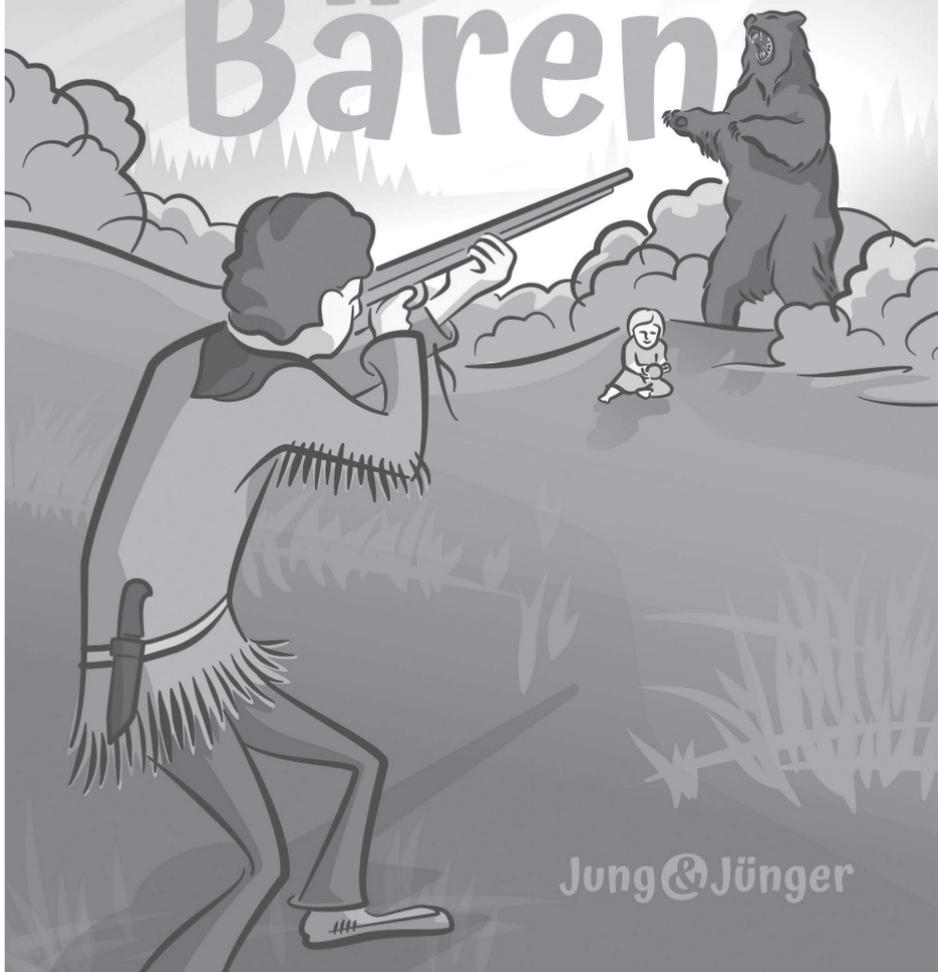


Craig Massey

Im Land der schwarzen Bären



Jung & Jünger

INHALT

Auf dem Weg nach Westen	7
Entkommen	19
Der Scout	30
Die Warnung	41
Die Indianerspür	52
Entdeckt	66
Furchtbare Nachricht	77
Die einsame Blockhütte	91
Die Höhle	100
Ein Bär taucht auf	105
Auf der Jagd	113
Die Axt ist verschwunden!	121
Der Überfall	131
Die Warnung	140
Wigo, der Indianer	152
Entführt	162
Gefahrvolle Verfolgung	172
Ein leichtsinniger Plan	181
Die Begegnung	190
Auf der Flucht	199
Die große Wende	210

AUF DEM WEG NACH WESTEN

Ein Fink war auf eine Eiche geflogen und erfüllte die frühe Morgendämmerung mit seinem Gezwitscher. Sofort stimmten andere Vögel ein. Eine Wanderdrossel ließ von einem knospenden Ahorn ihre Stimme erschallen, ein Roter Kardinal piff fröhlich aus einer Ulme heraus und eine graue Spottdrossel sang in einem Brombeerbusch.

Die trägen Wasser des Mohawkflusses waren unter nebligem Dunst fast verdeckt. Die stille Oberfläche wurde auf einmal unruhig. Eine glitzernde Forelle schnellte nach einem Insekt hervor. Eine andere stieß hoch, schnappte nach einer Motte und verschwand wieder.

George Lockan hatte sich am schwelenden Lagerfeuer unter einer Decke zusammengerollt. Er beobachtete und genoss den prickelnden Reiz der ersten Frühlingstage in der Wildnis. Nicht einmal die unförmige Gestalt Gustav Kittels, der auf der anderen Seite des Feuers schnarchte, konnte seine Freude trüben.

George betrachtete das dickbackige Gesicht, das unter der Decke hervorschaute. *Er sieht aus wie eine träge Schnappschildkröte. Ein großer, hässlicher Kerl. Und dazu so gemein.*

Zur Rechten des Schlafenden standen zwei Ochsenkarren mit schweren Rädern. Unter ihrer zerfetzten Leinwanddecke lugten ein paar Kornsäcke hervor. Die vier schwarzen Ochsen kauten friedlich das fette Ufergras.

George stand auf und faltete seine Decke zusammen. Dann beugte er sich über das Feuer und fachte die glimmende Asche wieder an. Immer neue Holzstücke legte er auf, bis die Flammen hell emporzüngelten. Plötzlich hörte George den Mann wütend schnauben. Er drehte sich um und sah, wie zwei blassblaue Augen ihn argwöhnisch anstarrten.

»Du glaubst doch nicht etwa, du könntest mit meinen Wagen abhauen?«, krächzte der Mann. »Von jetzt an kommst du erst unter deiner Decke hervor, wenn ich es dir sage!«

George hatte sich an Kittels ständiges Schimpfen gewöhnt. Er blieb ruhig, setzte den Kaffeetopf aufs Feuer und legte zwei Forellen in die Pfanne.

Kittel war wieder eingeschlafen. Er atmete schwer und schnarchte.

George rüttelte den gewichtigen Mann an der Schulter. »Aufwachen, Mr Kittel! Ihr Frühstück ist fertig!« Er legte einen gebratenen Fisch auf ein Stück Birkenrinde.

Der Mann öffnete die Augen und griff mit seiner plumphen Hand unter der Decke hervor nach dem Fisch.

Nach der dritten Tasse bellte er George an: »Spann die Ochsen an! Wir müssen weiter!«

In Minutenschnelle waren die Ochsen reisefertig. Kittel watschelte zu dem kleineren Wagen, kletterte mühselig hinauf und setzte sich auf das Sitzbrett. Sein massiger Körper nahm fast die ganze Breite des Wagens ein.

Der Fahrweg nach Westen war durch die vielen Regengüsse im Frühjahr sumpfig geworden. Sooft die Ochsen anhielten, sanken ihre Hufe im Schlamm ein, ebenso die breiten Wagenräder.

Die langsame Fahrt machte Kittel wütend. Er riss eine dicke, schwere Peitsche aus dem Halter und schlug auf die breiten Rücken der schwer arbeitenden Tiere ein. Immer wieder schwang er die Peitsche und grunzte dabei verärgert.

George wunderte sich über dieses unbeherrschte Verhalten. In der Wildnis schien Kittel fehl am Platz zu sein. Sein großer, schwammiger Körper war offensichtlich nicht für dieses raue Land geschaffen. Hier waren die Männer schlank und muskulös vom Leben in der freien Natur. George konnte sich kaum vorstellen, wohin diese Sorte von Mann gehören konnte. Bestimmt nicht in die Wälder!

Vor zehn Tagen hatte George in Albany, einer blühenden Handelsstadt am Hudsonfluss, nach einem Wagen-

zug Ausschau gehalten, der in den Westen entlang dem Mohawk fuhr. Wegen der Überfälle der Indianer, die das Tal ausplünderten, wagten nur wenige Männer die Fahrt. George hörte, dass Gustav Kittel einen Fahrer für sein Ochsengespann suchte.

»Ich möchte den Farmern da draußen zwei Wagenladungen Getreide bringen«, erklärte er George. »Ich finde aber keinen Fahrer. Wenn du den Job annimmst, bekommst du drei Dollar pro Woche und Essen.«

George nahm an. Es ging ihm nicht um den Lohn, sondern einzig und allein um die Gelegenheit, nach Fort Stanwix zu kommen. Dorthin war sein Vater im vergangenen Jahr gegangen, aber dann hatte man nichts mehr von ihm gehört. Nun hatte George beschlossen, nach Westen zu gehen, um seinen Vater ausfindig zu machen. Seine Mutter und seine vierzehnjährige Schwester Margot hatte er zurückgelassen. Ihnen gehörte inzwischen die Bäckerei in Albany.

Die Bäume wurden schon grün, als George die Grenzen der geschäftigen Stadt verließ. Seine Mutter und Margot winkten, bis die Wagen außer Sicht waren.

Die ersten zwei Tage auf der Straße ging die Fahrt zügig voran. Dann aber führte der Trampelpfad durch die Wildnis. Es ging nur noch im Schneckentempo weiter. Mehr als einmal versanken die Wagen tief im Morast.

Nachdem sie einmal besonders mühsam herausgekommen waren, sagte George: »Mir scheint, Mr Kittel, die Wagen sind für die Ochsen zu schwer beladen.«

Kittel ging hoch. »Dich hat keiner gefragt! Ich hab dich als Fahrer eingestellt! Alles andere lass meine Sorge sein! Nimm die Peitsche! Los! Treib die Biester an!«

Zehn Tage waren vergangen. Die Ochsen waren erschöpft, aber Kittel quälte sie noch immer. Am Nachmittag kamen sie an eine Lichtung am Ufer.

»Hier halten wir für eine Stunde an. Du wirfst die Angel aus und fängst uns etwas zu essen. Ich gehe schlafen.«

Kittel kroch unter die Decke und fing sofort an, zu schnarchen.

George spannte die Ochsen aus. Dann suchte er unter den Ufersteinen eine Handvoll Würmer. Im Gehen ließ er die Angel laufen. Forellen bissen nicht an, aber die Barsche waren hungrig und in kurzer Zeit baumelten neun Fische an der Astgabel.

Das war mehr als genug für ein Essen. George wanderte aber noch eine halbe Meile flussaufwärts, denn er war froh, ein Weilchen aus der Reichweite seines schimpfenden Chefs zu kommen.

Unversehens kam er an den Rand einer Lichtung. Ein rauchiger, unangenehmer Geruch stieg ihm in die Nase.

Jenseits der Lichtung sah er am Boden eine schwarze Stelle. Er ging am Rand eines aufsprossenden Weizenfeldes entlang und sah ein paar halb verkohlte Stämme wie schwarze Schildwachen vor dem Hintergrund des klaren Flusswassers aufragen.

»Indianer«, keuchte George und blickte sich ängstlich um.

Was wohl mit den Siedlern geschehen war, die hier gewohnt hatten? Vielleicht waren sie gefangen genommen oder gar ermordet worden. Mit Schauern dachte er an die Berichte über die plündernden Mohawks und ihre Grausamkeiten.

Die Asche war noch warm, als er darin herumstocherte. »Das bedeutet, dass die Indianer erst vor Kurzem hier waren. Ich werde zurückgehen und Kittel warnen.«

Kittel schnarchte noch geräuschvoll unter seiner Decke, als George zurückkehrte.

George weckte ihn. »Mr Kittel, da oben, einen Kilometer weiter, fand ich eine eben niedergebrannte Blockhütte. Wir sollten nach den Indianern Ausschau halten.«

Kittel lachte. »Mach dir keine Sorgen! Diese Rothäute sind meine Freunde!«

»Aber die Mohawks haben sich mit den Engländern gegen die Siedler verbündet«, sagte George.

»Glaub nicht daran! Ich sage dir, die Mohawks sind meine Freunde. Und jetzt brate mir Fische.«

Während George das Feuer schürte, überlegte er, weshalb sich Kittel seiner Sache so sicher war. Die Indianer seine Freunde? Die gleichen Indianer, die die Siedler ausplünderten und ermordeten?

Nach dem Essen holte Kittel eine schmutzige Karte aus seiner Tasche. Mit einem Ästchen verfolgte er den Weg und grunzte zufrieden. »Heute Nachmittag kommen wir nach Oatfield. Dort ruhen wir einen Tag aus und fahren dann weiter. Ich warne dich aber: Rede mit niemandem ein Wort, ohne gefragt zu sein. Sonst peitsche ich dich aus.«

Tatsächlich erreichten sie Oatfield am späten Nachmittag. Es bestand aus neun dicht zusammengedrängten Blockhütten. In einiger Entfernung stand das Fort, ein furchterregender Schutzwall aus riesigen Stämmen.

Kittel hielt vor einem Gebäude, das etwas größer war als die anderen. Über der Tür sah George ein Holzschild mit der Aufschrift »Steel – Großhandel- und Ladengeschäft«.

Drei Männer, jeder mit einer Muskete bewaffnet, saßen auf einem Baumstamm, der als Bank diente. Ein großer, gutmütiger Schäferhund bellte ein paarmal und beschnüffelte dann neugierig die Ochsen. Als die knarrenden Wagen anhielten, erschien ein weißbärtiger

Mann in dem offenen Torweg. George vermutete, dass das Mr Steel war.

Einer der Männer auf der Bank schob seinen Hut zurück und starrte Kittel in offener Verachtung an. »Ist das nicht der fette Gustav Kittel?«

Ein kleiner Mann mit rotem Gesicht und feuerrotem Haar – er sah aus wie ein roter Hahn – fragte: »Dieses Frühjahr wieder mit einer Ladung Korn für die Siedler, he?«

Kittel kletterte langsam vom Wagen herunter. »Damit lässt sich gut Geld machen«, meinte er.

Mr Steel rieb sich den langen, weißen Bart. »Ich werde nicht schlau aus Ihnen, Kittel. Drei Jahre haben Sie es fertiggebracht, unangefochten durch das Mohawkthal zu kommen. Überall am Fluss entlang haben die Indianer geplündert. Erst vorgestern wieder eine Blockhütte östlich von hier. Die ganze Familie tot. Und nun stehen Sie hier mit nicht einem einzigen Kratzer. Das kommt mir merkwürdig vor.«

Einen Augenblick lang wollte Kittel ärgerlich aufbrausen. Dann bezwang er sich und erwiderte: »Ich denke, man muss nur wissen, wie.«

»Oder die kennen, die die Siedler hassen. Oder gut Freund sein mit den Engländern oder den Rothäuten«, brummte der rote Hahn.

Der Ärger kroch in Kittel hoch. Er wollte eine scharfe Antwort geben, aber Mr Steel unterbrach. »Was verlangen Sie diesmal für das Zeug?«

»Zwölf Dollar für einen Scheffel. Nehmen Sie es oder lassen Sie es bleiben«, antwortete Kittel bissig.

»Ich lasse es bleiben«, lachte Mr Steel. »Mann, das sind acht Dollar mehr, als ich dafür hier im Laden bekomme. Außerdem wird es dieses Jahr dürftig zugehen. Die meisten Häuser im Tal sind abgebrannt.«

»Eben die Ausgebrannten sind es, denen ich meine Saat gut verkaufen will.«

Mr Steel sagte ernst: »Ich verstehe nicht, Kittel, wie Sie die armen Leute so ausbeuten können. Sie haben fast alles verloren und Sie wollen sie ihrer letzten paar Dollar berauben.«

»Haben Sie Jacob Hayn gesehen?«

»Habe ihn seit dem Herbst nicht mehr gesehen und hoffe, ihn nie wieder zu sehen. Er läuft zu viel nach Kanada hinüber. Lässt darauf schließen, dass er mit den Engländern gut befreundet ist«, erwiderte der rote Hahn.

Kittel beachtete ihn nicht und befahl George: »Führ die Ochsen hinter das Haus! Gib ihnen zu saufen und fette die Räder ein! Dann mach mir schnell mein Abendessen. Ich erwarte dich hier, wenn du fertig bist.«

George führte einen Wagen nach dem anderen hinüber. Kittel unterhielt sich mit den Männern auf der Bank. Über eine Ladenbank gebeugt sortierte Mr Steel Biber-, Marder- und Otterfelle.

Dann blickte er auf und winkte mit seinem langen, knochigen Finger. George kam herüber und schlüpfte durch die Tür. Dort sah ihn der streitlustige Kittel nicht.

»Nun, mein Junge, wie heißt du?« Mr Steel blickte George unter buschigen Augenbrauen an.

»George Lockan. Ich stamme aus Albany.«

»Und was hast du mit diesem Kittel zu schaffen? Du siehst mir nicht aus wie einer, der mit dieser Sorte Menschen herumzieht.«

»Es blieb mir nichts anderes übrig. Ich muss in den Westen nach Fort Stanwix.«

Mr Steel prüfte eins der Felle auf ihren Geruch und warf es auf einen Stapel. »Und warum musst du in das Fort?«

Das warme Mitgefühl in der Stimme des alten Mannes brachte George dazu, sich näher zu erklären: »Letztes Jahr ging mein Vater mit einem Auftrag für Captain Lemming in den Westen. Im Herbst wollte er zurück sein. Wir haben aber nichts mehr von ihm gehört. Wir, meine Mutter, meine Schwester und ich, führten unsere Bäckerei

weiter. Als nun der Frühling gekommen war, entschloss ich mich zu der Fahrt in den Westen, um meinen Vater zu suchen.«

»Dein Vater wurde von Captain Lemming geschickt? Das bedeutet, dass du nicht auf der Seite der Engländer stehst, was ich von Kittel annehme.«

»Nein«, sagte George ernst. »Ich möchte, dass mein Land frei und eine große Nation wird.«

»Gut, gut.« Mr Steel strich liebevoll über einen großen erstklassigen Marderpelz. »Aber die Wildnis ist hart für einen Jungen in deinem Alter. Wie alt bist du?«

»Ich bin vor Kurzem siebzehn geworden.«

»Ich hoffe, du wirst deinen Vater finden. Ich möchte dir keinen Schrecken einjagen, aber in dieser Wildnis hat schon mancher das scharfe Messer eines Mohawkkriegers zu spüren bekommen.«

»Wir haben die Berichte in Albany gehört. Deshalb habe ich mich ja entschlossen, nach meinem Vater zu suchen.«

Mr Steel erhob sich und strich über seinen Bart. Er schien nachdenklich und schaute George scharf an. »Lockan – ich erinnere mich an einen Mann mit diesem Namen. Er kam im vergangenen Frühjahr hier durch. Schlank und dunkel wie du. Er ritt einen Schimmel.«

»Ja, stimmt!« George klopfte das Herz vor Aufregung.

»Merkwürdig, dass ich seitdem nichts mehr von ihm gehört habe. Ich habe nicht gehört, dass er auf diesem Weg zurückgekommen wäre.«

Dann schwiegen beide. George überlegte. Lebte sein Vater noch? War er ein Opfer der Indianer geworden? Sie hatten ja das Tal rot und schwarz gefärbt mit Mord und Brand.

Mr Steel durchbrach das Schweigen. »Hör zu, George, geh nicht länger mit diesem Kittel. Er ist kein guter Mensch. Bleib hier bei mir. Ich brauche Hilfe im Laden. Mit dem Pelzhandel kann man gut verdienen, und du könntest viel lernen.«

»Nein. Ich muss in den Westen.«

»Aber du wirst deinen Vater wahrscheinlich nicht finden. Bleib wenigstens so lange bei uns, bis du einen besseren Reisegefährten findest als Kittel.«

»Ich kann nicht. Ich habe meiner Mutter und Schwester versprochen, ihn zu suchen, bis ich irgendeine Nachricht habe. Vorher hätte ich keine ruhige Minute.«

In diesem Augenblick schlurfte Kittel zur Tür herein. Sein Gesicht war zornrot vor Wut. »Ich habe dir gesagt, Junge, du sollst die Ochsen versorgen. Los jetzt!«

ENTKOMMEN

George spannte die Ochsen ab und tränkte sie. Er kratzte den Schlamm von den Speichen und schmierte die knarrenden Räder. Nach einer Stunde teilte er Kittel, der noch immer auf dem Baumstamm saß und sich mit den Männern unterhielt, mit, dass er fertig sei.

Eine sanfte, freundliche Frau grüßte ihn vom Laden her. »Du musst George Lockan sein.«

»Ja, das bin ich.« Er wandte sich um und sah eine behäbige Frau auf sich zukommen. Ihr weizenblondes Haar trug sie hinten in einem dicken Knoten. Ihr lächelndes Gesicht zeigte tausend Fältchen.

»Ich bin Sarah Steel. Mein Mann hat mir von dir erzählt. Wir würden uns freuen, wenn du mit uns zu Nacht essen würdest. Wir haben hier nicht oft Besucher aus Albany. Ich möchte viel wissen. Einige meiner Verwandten wohnen dort.«

»Ich würde sehr gern ...«, wollte George sagen.

Da ertönte Kittels Stimme: »Du hast mit niemand zu Nacht zu essen außer mit mir. Und jetzt geh zum Wagen und zünde ein Feuer an!«

Die Versuchung war groß, die Gesellschaft dieses bisigen Kittel für immer aufzugeben. George dachte aber

an seinen Vater und schwieg. Mit einem bedauernden Blick auf Mrs Steel gehorchte er.

Kittel folgte, noch immer knurrend. »Ich bezahle dich dafür, dass du meine Arbeit tust. Du kannst nicht einfach weglaufen, wenn es dir in den Sinn kommt.« Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: »Wir bleiben bis morgen Nachmittag hier. Ich erwarte einen Freund, mit dem zusammen wir den restlichen Weg gehen.«

»Wen?«, fragte George.

»Jake Hayn.«

»Ist das der Typ, der so gut mit den Engländern befreundet ist, wie der rothaarige Mann sagte?«

Kittel schnaubte, gab aber keine Antwort. »Hier sind ein paar Eier und etwas Maismehl, das ich von Steel gekauft habe. Mach damit was zu essen.«

Jake Hayn kam am nächsten Tag gegen drei Uhr. Er war ein untersetzter Mann mit kleinen, runden Augen und hatte eine lange, seitwärts gekrümmte Nase.

Als ob er dauernd um die Ecke schnüffeln wollte, dachte George.

Hayn war sofort in eifriger Unterhaltung mit Kittel, aber so leise, dass George nichts verstehen konnte.

Als sie fertig waren rief Kittel: »Lockan! Mach die Wagen fertig! Wir fahren weiter!«

Die Wagen rollten am Laden vorbei. Kittel und Hayn

führten. George sah, wie Mr und Mrs Steel vor das Haus traten und ihm winkten. Er hielt sein Gespann an und verabschiedete sich.

Mr Steel übergab ihm ein Päckchen. »Für dich, George. Lass es die andern nicht sehen.«

Kittel tobte. »He, Lockan, vorwärts!«

»Wenn du je einen Job brauchst, vergiss nicht, was ich dir gesagt habe«, rief Mr Steel.

George trieb die Ochsen wieder an.

Sie hasteten am Ufer des Mohawk entlang. Bei Einbruch der Dunkelheit kamen sie in einen dichten Fichtenwald. Nach dem Abendessen zogen sich die beiden Männer zurück und unterhielten sich. George nutzte die Gelegenheit, um das Päckchen von Mr Steel zu öffnen. Es enthielt ein Pfund Ahornzucker. Nach den vielen Tagen mit wenig mehr als Fisch und Maisbrot war das ein richtiger Festschmaus.

Schließlich rollte George sich in seine Decke, während die Männer noch flüsterten. Er tat so, als würde er fest schlafen.

Schließlich sagte Hayn etwas lauter: »Du bist ein Trottel, diesen jungen Mann mitzubringen, Kittel.«

Der fette Mann grinste. »Ich bin kein Trottel. Wir werden Geld mit ihm machen. Er ist jung und so stark wie einer dieser Ochsen. Die Engländer werden uns viel Geld

für ihn geben. Wenn nicht, bringen wir ihn zu den Indianern. Außerdem können wir ihn gut gebrauchen, bis wir unsere Last losgeworden sind.«

Das also ist Kittels Plan, dachte George. Da werde ich wohl auch noch ein Wort mitzureden haben.

Wieder sprach Hayn. »Wie viele Gewehre hast du diesmal mitgenommen?«

»Hundert auf dem kleinen Wagen. Einhundertfünfzig auf dem großen. Vier Sack mit Patronen und vier Sack Pulver.«

»Großartig. Weiß der Junge davon?«

»Nein. Ich habe ihn dauernd beschäftigt, und die Säcke mit Getreide haben ihn getäuscht. Sag, wo hast du dich mit den Mohawks verabredet?«

»Ungefähr elf Kilometer von hier. Am Langerdsplatz.«

George spitzte die Ohren. Er hätte gern noch mehr gehört. Aber die Männer hatten ihre Stimme wieder gedämpft. Sein Herz klopfte ihm bis zum Hals. Fluchtpläne erfüllten ihn. Also deshalb hatten die Ochsen so viel Mühe mit den schweren Wagen! Deshalb war sich Kittel so sicher, dass die Indianer ihn nicht belästigen würden!

Wenn sie in der Nacht fest schlafen, werde ich versuchen zu fliehen. Am besten gehe ich zurück zu Steel. Dort arbeite ich, bis einer kommt, der Richtung Westen geht. Dem werde ich mich anschließen.

Die Männer bewegten sich. Das Laub raschelte unter ihren Lederstiefeln. George nahm an, dass sie sich für die Nacht fertig machen wollten. Atemlos wartete er. Die Schritte kamen näher. Ein jäher Tritt in den Rücken ließ ihn aufspringen. Er wollte in die Dunkelheit entweichen, doch Kittel und Hayn hielten ihn fest.

»Ich hatte den seltsamen Verdacht, du würdest nicht schlafen«, knurrte Hayn.

Zu spät erkannte George, dass er nicht hätte versuchen sollen, auszureißen. Verschlafen und überrascht hätte er die Augen aufmachen sollen.

»Ich bin doch recht froh, dass du von deinem gesunden Schlaf aufgewacht bist«, sagte Kittel. Seine Stimme triefte vor Hohn. »Wir werden dich aber besser fesseln, damit du auch bei Sonnenaufgang noch da bist.« Mit einem schweren Seil von übelriechender Rohhaut banden sie ihm sorgfältig Arme und Beine. »Wir werfen ihn auf den Wagen. Wenn er dann versucht, sich frei zu machen, wird er herunterfallen. Das hören wir.«

»Guter Gedanke«, meinte Hayn. Die beiden Männer hoben George auf den Wagen und legten ihn so nah an den Rand, dass er bei der geringsten Bewegung fast zwei Meter tief auf den harten Steinboden gefallen wäre.

Dann gingen sie wieder zum Feuer zurück und wickelten sich in ihre Decken. Sie waren zufrieden, dass ihr

Gefangener nicht entwischen konnte. George tat die ganze Nacht kein Auge zu. Er lag still da und überlegte sich einen Fluchtplan.

Als am nächsten Morgen eine Schar rot geflügelter Amseln im sumpfigen Röhricht am Flussufer zeterte, dachte er immer noch nach.

»Mir scheint, unser Fahrer ist noch bei uns«, lachte Hayn, als er Kittel weckte.

Mit einer scharfen Verwarnung band Kittel George los. »Sobald du eine Bewegung machst, die mir nicht gefällt, wird diese Muskete für mich sprechen. Du kannst mir ruhig glauben, dass ich und Jake die besten Schützen im Tal sind. Ist's nicht so, Jake?«

Statt einer Antwort nahm Jake sein Gewehr, zielte auf eine Amsel und schoss. Der Schuss krachte in die Morgenstille, und die Amsel trudelte von ihrem luftigen Sitz in den Sumpf. Der dünne Mund des krummnasigen Mannes verzerrte sich zu einem gemeinen Lachen. »Ich hoffe, du hast verstanden, was für ein guter Schütze ich bin.«

George musste den kleinen Wagen vorne an der Spitze führen. Hayn und Kittel hatten ihre Gewehre zu sofortigem Gebrauch vor sich liegen.

Kittel sagte: »Jake, dies wird meine letzte Fahrt sein. Ich habe Geld genug, um mir eine kleine Farm nahe dem Niagara erwerben zu können.«

»Und wenn die Siedler diesen Krieg gewinnen?«, warf Jake ein.

»Werden sie nicht. Die Engländer müssen sie auslöschen.«

»Ich weiß nicht. Nach meiner Ansicht hat George Washington zu viele Chancen. Er wird nicht verlieren«, beharrte Jake Hayn.

»Niemals«, schnaubte Kittel. »Wenn Washington einen zweiten Winter erleben würde wie den beim Valley Forge, dann wäre das seine letzte Schlacht. Glaubst du, dass ein Mann wie Benedikt Arnold zum Verräter geworden und zu den Engländern übergelaufen wäre, wenn die Siedler nur eine kleine Chance hätten, zu gewinnen?«

»Vielleicht nicht. Jedenfalls gehe ich mit meinem Geld nach Kanada, wo ich sicherer bin. Die meisten Siedler hegen Argwohn gegen mich.«

Es wurde hin und her geredet, bis Jake sagte: »Sag, Kittel, wie hoch ist mein Anteil an diesem Geschäft?«

»Ich denke, achthundert Dollar ist ein anständiger Preis«, erwiderte Kittel.

Jake brauste auf. »Achthundert? Und ich stehe dabei und sehe zu, wie du glatte 3200 Dollar einstreichst? Ich verlange mehr. Schließlich habe ich auch die Vereinbarung mit den Rothäuten am Langerdsplatz zustande gebracht. Auch das war gefährlich.«

»Achthundert ist alles, was du bekommst«, beharrte Kittel.

»Jetzt hör gut zu, Kittel. Um diesen Preis trage ich meine Haut nicht zu Markte. Halbe-halbe. Sonst ...«

George drehte sich um und sah, wie Jake Hayn Kittel den schweren Kolben seiner Muskete in die Rippen bohrte.

Der fette Mann winselte. »Aber, Jake, doch nicht so hastig. Lass uns friedlich miteinander reden. Kein Grund zur Aufregung.«

»Wie viel bekomme ich?«, beharrte Jake.

George wartete nicht länger. Leise schlüpfte er vom Wagen und sprang in den Wald. Einen Augenblick später hörte er Kittels ärgerlichen Aufschrei: »Jetzt sieh dir an, was du getan hast! Du hast den Kerl entwischen lassen.«

George hastete eine Schlucht hinunter, durch ein Birkengehölz und über eine felsige Anhöhe. Er spürte instinktiv, dass die Verräter ihm nicht folgen würden. Aber mit jedem Schritt wurde ihm leichter ums Herz.

Er lief so schnell er nur konnte und erreichte Oatfield noch vor Mittag. Mr und Mrs Steel waren an der Kerzenpressform beschäftigt, als er hereinstürmte.

»Nun, ich hatte dich nicht so bald erwartet«, sagte Mr Steel und wischte sich das Wachs von den Fingern.

»Gestern Abend hörte ich Kittel und Hayn davon reden, mich an die Engländer zu verkaufen. Sie überraschten mich beim Zuhören und fesselten mich. Heute Morgen musste ich den vorderen Wagen führen. Mit ihren Musketen hielten sie mich in Schach. Ich hörte auch, dass die Wagen unter den Getreidesäcken mit Gewehren, Patronen und Pulver beladen sind. Am Langerdsplatz wollen sie alles den Mohawks übergeben. Nun, wir waren kaum abgefahren, da fingen sie an, über die Verteilung des Geldes zu streiten. Ich nahm die Gelegenheit wahr und tauchte im Wald unter. Und nun bin ich hier«, sagte George keuchend.

»Hab ich's mir doch gedacht, dass diese zwei Schufte einen üblen Plan aushecken.« Mr Steel schlug zornig mit der Faust auf den Ladentisch. »Wenn ich nur geahnt hätte, was unter diesen Säcken steckt. Wir hätten sie festgehalten. Und dann ab mit ihnen ins Gefängnis nach Albany!«

Mr Steel eilte zur Verschanzung und kam bald mit einer Schar von Männern zurück. Als sie hörten, worum es sich handelte, wurden sie wütend.

»Vielleicht erreichen wir sie, bevor sie am Langerdsplatz sind«, brüllte der rote Hahn. »Mit solchen Lasten auf dem Wagen können die Ochsen nicht so schnell laufen.«

Neun Männer machten sich unter Georges Führung auf den Weg. Nach dreistündigem Marsch kamen sie bei Langerds verlassener Blockhütte an. Langerds hatte sich als Verräter erwiesen. Er war zu den Engländern übergelaufen und bekämpfte jetzt die Siedler.

»Hier führen die Spuren nach Norden«, sagte Mr Steel und deutete auf die Wagenspuren im weichen Schlamm. Sie folgten ihnen etwa vierhundert Meter.

Da rief der rote Hahn, dessen wirklicher Name Bud Hurley war: »Wir sind zu spät gekommen! Da!«

George sah die Ochsenkarren zertrümmert auf dem schmalen Pfad. Die Räder waren zerbrochen und der Aufbau so zerschlagen, dass er nicht mehr zu gebrauchen war.

»Mokassinspuren«, stellte Mr Steel fest, der den Boden untersuchte. »Sie haben hier mindestens zwanzig Indianer getroffen. Wahrscheinlich haben sie die Gewehre verteilt, um leichter fortzukommen. Sie werden gewusst haben, dass wir ihnen nachjagen.«

Bud Hurley bürstete sein rotes Haarbüschel zurück. Es stand aber sofort wieder zu Berge, als er die Hand wegnahm. »Du meinst, es hat keinen Zweck, ihnen nachzusetzen?«

»Nein. Sie sind uns zahlenmäßig bedeutend überlegen. Außerdem möchte ich nicht gerade in den Hinterhalt

einer Bande Mohawks geraten, die über eine so große Anzahl Gewehre verfügt«, sagte Mr Steel.

»Nichts weiter zu tun, als heimzugehen, he?«, fragte der rote Bud.

»Wahrscheinlich das Beste, vor allem wenn diese Indianer die Absicht haben, uns zu überfallen.«

Die Männer kehrten ohne die Verräter zurück.

Auf dem Heimweg fühlte George Mr Steels dünne, knochige Hand auf seiner Schulter. »Sieht so aus, George, als würdest du doch noch bei mir arbeiten.«

»Ich möchte schon«, sagte George. »Ich kann aber nicht versprechen, wie lange. Ich möchte in den Westen mit dem ersten Reisenden, der vorbeikommt.«

DER SCOUT

Der Ort lag im Licht des Vollmonds, als George in die Bodenkammer über dem Laden geführt wurde.

»Nach all den Anstrengungen und Aufregungen dieses Tages wirst du auf dieser Maisschalen-Matratze prima schlafen«, sagte Mr Steel, als er George den Weg leuchtete.

So war es auch. George fand das Bett so gemütlich, dass er sofort einschlief, als sein müder Kopf das Kissen berührte.

Am folgenden Morgen machte der dumpfe Schritt schwerer Stiefel unten auf dem Fußboden George munter. Er zog sich eilig an und fand im Dunkeln die Leiter. Unten sah er Mr und Mrs Steel, die gerade im Kamin hinter dem Laden ein Feuer anzündeten.

»Guten Morgen, George«, grüßte Mrs Steel.

»Kann ich euch helfen?«, fragte er.

Mr Steel nickte zur Tür. »Bring ein paar Eichenklötze für das Feuer herein. Draußen sind welche.«

George gehorchte und kam mit einem Arm voll zurück.

»Jetzt setz dich hin, George«, sagte Mrs Steel. »Das Frühstück ist gleich fertig.«

George hockte sich beim Feuer nieder und beobachtete

die tanzenden Schatten der lodernden Holzscheite an der Wand.

»Es tut mir leid, dass du nicht in den Westen kannst, um nach deinem Vater zu suchen«, sagte Mrs Steel, während sie Honig schlug. »Ich bin aber auch froh, dass du bei uns bleibst.«

Mr Steel fügte hinzu: »Und ich freue mich, dass du von Kittel und Hayn losgekommen bist, ehe du in die Hände der Mohawks kamst.«

George lächelte. »Ich bin sicher, dass Gott mit mir war.«

»Ganz bestimmt«, pflichtete Mrs Steel bei. »Ich sage immer: ›Wer sein ganzes Vertrauen auf den Herrn setzt, findet immer Hilfe, wenn er in Not ist.««

»Ich möchte auch etwas dazu sagen«, unterbrach Mr Steel. »George, ich habe seit gestern Abend viel über die Sache nachgedacht. Ich glaube, es hat nicht viel Zweck, in diesem Frühjahr durch das Tal zu reisen. Dieser Mohawkkrieger Joseph Brant hat bereits eine Menge Siedlungen geplündert. Auch habe ich gehört, dass Johnson und Butler, die beiden englischen Generäle, die Siedler diesen Sommer auslöschen wollen. Reisende, die die Fahrt erzwingen wollten, sind oft gefangen genommen worden. Wagenspuren sind leicht auszumachen.« Er beugte sich vor und tippte George mit langem, gekrümm-

tem Finger aufs Knie. »Mein Gedanke ist dieser, George: Du bleibst bis Kriegsende hier. Ich glaube, du hast dann mehr Möglichkeiten, deinen Vater zu finden.«

Mrs Steel drehte sich um und sah George an. »Vor drei Jahren ging unser Junge, der etwas älter war als du, zu den Soldaten. Er wurde getötet, als Herkimer St. Leger bei Oriskana besiegte.« Mit weicher Stimme fuhr sie fort: »George, William und ich möchten gern, dass du seine Stelle einnimmst.«

Lange starrte George ausdruckslos ins Feuer. Viele Gedanken gingen ihm durch den Kopf. *Was erwartet mich westwärts? Indianer – Brennen – Morden – Hass – vielleicht Tod? Und doch werde ich da drüben meinen Vater finden. Vielleicht tot. Vielleicht noch lebend. Vielleicht als Gefangener der Engländer?*

Die quälenden Gedanken waren wie Peitschenhiebe. Sie stachelten ihn an. George sah nicht das fahle Licht, das den Morgennebel vom Osten her durchdrang. Er sah nicht die beiden alten Leute, die ihn unverwandt ansahen. Draußen wurden die Kühe aus der Verschanzung auf die Weide getrieben. Melodisch klangen die Glocken um ihren Hals. Der große Schäferhund wedelte mit dem Schwanz, sprang auf, raste zur Tür und bellte das Vieh an, wie er es jeden Morgen tat.

Erst jetzt sah George auf. Eine halbe Stunde lang

erzählte er dem Ehepaar von seinem Heim in Albany. Er beschrieb ihnen den kleinen Bäckerladen. Wie Mutter und Schwester die Arbeit taten, bis er eine Nachricht vom Vater brachte. Er erzählte von seinem Herzenswunsch, sich eines Tages im Mohawktal ansiedeln zu können. Wie gern würde er sich eine Blockhütte errichten und den fruchtbaren Boden bebauen. »Ich danke euch für euer Angebot«, schloss er. »Ich bin aber fest entschlossen, bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit nach Westen zu gehen.«

»George«, sagte Mr Steel und zupfte gedankenverloren an seinem Bart. »Wir sehen dich ungern gehen. Bis dahin aber betrachte dieses Haus als deine Heimat. Iss mit uns. Schlaf oben. Ich gebe dir vier Dollar pro Woche, und du hilfst mir im Laden.«

George freute sich über diese Freundlichkeit. Noch an diesem Morgen half er dem alten Mann. Er staubte die Regale ab und überlegte, wie lange es wohl dauern würde, bis er wieder den Mohawk entlang nach Westen ziehen könnte. Obwohl er wusste, dass es viel besser wäre, mit einer großen Gruppe zu reisen, setzte er den 1. Juni als äußersten Termin fest. Wenn niemand kam, würde er eben allein gehen. Mochte kommen, was da wollte. Das bedeutete höchstens dreißig Tage Hilfe für Mr Steel.

Der Morgen war ausgefüllt mit Putzen und Bedienen einiger Siedler, die Lebensmittel einkauften.

Dann sagte Mr Steel: »George, den Nachmittag hast du frei. Stelle dich drüben in der Verschanzung vor. Da ist ein Scout mit Namen Carl Ives. Ihn solltest du unbedingt kennenlernen. Er ist wahrscheinlich der beste Waldläufer im Bezirk New York. Ich habe gehört, dass er heute Morgen angekommen ist. Außerdem würde eine Zeit lang deine Heimat dort sein, wenn die Indianer angreifen sollten.«

Seine ungeteilte Aufmerksamkeit gehörte nun dem Fort. Es stand auf dem Nordhang des Tales, von wo aus er eine umfassende Aussicht auf den Fluss und all die Blockhütten hatte. Es war aus riesigen, in den Boden gerammten Baumstämmen errichtet und sah aus wie ein gewaltiges, unheimliches Schiff. Jeder Stamm war vier Meter hoch und hatte oben eine scharfe Spitze. Ein Versuch, die Barrikade zu stürmen, schien aussichtslos.

Die Verschanzung war rund gebaut und bedeckte zwanzig Ar an Boden. Innen sah George das viereckige Blockhaus. Es war höher gebaut als die Palisade. Eine etwa einen Meter hohe Rampe führte darum herum. So konnten die Männer bequem von einem Ort zum anderen laufen. Beim Näherkommen konnte George erweiterte

Spalten zwischen den Stämmen ausmachen. Es waren Schießscharten, durch die die Siedler bei einem Überfall ihre Musketen abfeuern konnten.

Ein bewaffneter Mann hielt ihn am Tor an. »Ich kenne dich noch nicht, Junge«, begrüßte er ihn.

»Ich bin George Lockan. Zurzeit arbeite ich bei Mr Steel im Laden.«

»Dachte es mir. Hörte, dass du Kittel und Hayn gerade noch entwischt bist. Ich habe dem sauberen Paar nie getraut. Gut, dass wir jetzt wissen, was an ihnen ist.« Der Mann klopfte bezeichnend auf seinen Gewehrkolben. »Nun kannst du dich ja umsehen, nachdem ich weiß, wer du bist.«

Lächelnd trat George ein. Erstaunt stellte er fest, dass im Fort außer dem großen Blockhaus noch drei andere waren. Eins war lang und niedrig. Nicht ein Fenster war zu sehen. Das war, wie er richtig vermutete, der Ort, wo im Falle eines Angriffs die Frauen und Kinder zusammengepfercht wurden. Das andere Gebäude war auf der einen Seite offen. Auf der anderen Seite war Heu für die Kühe, Pferde und Schafe gelagert. Das letzte Haus, bei Weitem das kleinste, stand voller Bänke aus Baumstämmen und einem Pult.

Bestimmt der Versammlungsraum, dachte George, als er auf einem Baumstumpf eine Bibel liegen sah.

Das große Blockhaus zog ihn an. Es wirkte verlassen und zugleich furchterregend, wenn er sich vorstellte: rote Krieger, angemalt mit Früchte- und Nusssaft, beschmiert mit Lehm. Immer näher kamen sie gekrochen, um zu morden.

Er stieß eine Tür auf, die in Lederangeln hing. In dem trüben Licht sah er an einer Wand aus Baumstämmen Gewehre hängen. Eine Leiter führte zum Bodenraum und eine niedrige Öffnung ging zur Rampe nach draußen. Vom zweiten Stockwerk hatte er einen Ausblick über den Fluss, der in der Frühlingssonne aussah wie ein breites Silberband. Die Gestalten des weidenden Viehs wirkten in der Ferne wie Spielzeugfiguren. Die Männer und Frauen auf den Feldern sahen wie Zwerge, die Hunde wie Mäuse aus. Er wandte sich zur anderen Seite und sah die endlosen Wälder nach Norden in blassen, grünen Schatten verschwinden.

Eine schmale Öffnung führte hinaus auf die Brüstung. Hier war die Sicht besser. George stellte sich die Indianerhorden vor, wie sie die Wälder durchstreiften, um gegen die Palisade anzustürmen. Ob der Krieg wohl jemals zu Ende gehen würde? Würden die Leute je wieder in Frieden leben können? Oder würde die Angst vor Angriffen ihre Gesichter furchen und ihre Herzen schwer machen?

»Hallo, du!« Dieser unerwartete Gruß erschreckte

George dermaßen, dass er beim hastigen Umdrehen rückwärts stolperte. Er sah sich einem riesigen Grenzer gegenüber.

»Na, hab ich dich erschreckt?«, fragte der Fremde lachend.

»J–ja, Sir«, stotterte George.

Die fransenbesetzte Wildlederjacke bedeckte breite, massige Schultern und harte Muskelbündel. Weiche Wildlederhosen verbargen lange Beine bis dahin, wo lederne Mokassins die Füße schützten. Auf beiden war das Muster eines Adlerflügels zu sehen.

Mehr als alles andere jedoch fesselte George das Gesicht dieses Mannes. Er hatte kühn schauende Augen, schwarz wie verkohlte Eiche. Sie schauten unter zottigen Augenbrauen hervor. Sein Gesicht war von schwarzem Haar eingerahmt. Es glänzte wie die Brust eines Raben und fiel auf die gefransten Schulterklappen seiner Jacke. Sein klar gezeichnetes Gesicht stand in krassem Gegensatz zu dem abstoßenden Eindruck, den Menschen wie Kittel hinterließen.

»Setz dich hier hin und unterhalte dich ein bisschen mit mir. Es ist langweilig, immer nur nach den Indianern Ausschau zu halten.« Der Mann rückte mit seiner Muskete zur Seite, sodass George sich mit dem Rücken gegen die Wand neben ihn setzen konnte.

»Du bist also George Lockan, soeben von Albany gekommen, um im Mohawktal nach deinem Vater zu suchen, der seit einem Jahr verschollen ist. Im Augenblick arbeitest du bei Bruder Steel im Laden. Dabei bist du so unruhig wie eine hungrige Forelle zur Futterzeit.«

»Ich glaube, Sie haben mich ziemlich genau charakterisiert«, sagte George verwirrt.

»Nun, Bud Hurley, dieser rothaarige Typ, hat mich mit allen Neuigkeiten von Oatfield gefüttert.«

»Sie müssen der Scout Carl Ives sein.«

»Richtig, George.« Der Mann verließ George für einen Moment und ging rings um die Rampe herum.

»Alles ruhig. Bin froh, da können die Männer ihre Frühjahrsaussaat machen.«

»Kaum zu glauben, dass die Gefahr so nah ist.«

»Es ist aber so«, bestätigte der Scout. »Bis jetzt ist Oatfield noch so davongekommen. Ein fester Platz mit ungefähr dreißig Männern, die mit dem Schießseisen umgehen können. Deshalb haben uns auch die Engländer noch nicht belästigt. Und die Indianer werden sich hüten. Es werden aber böse Tage kommen, und dann, fürchte ich, werden alle diese Blockhütten in Rauch aufgehen.«

Diese nüchternen Worte machten George nachdenklich. »Ist es wirklich so schlimm, wie ich gehört habe? Ich

meine die Raubzüge der Indianer und das Abschlachten der Siedler durch die Engländer?«

»Schlimmer, George, schlimmer! Was mich angeht, so will ich froh sein, wenn alles vorüber ist.«

George hatte Vertrauen zu diesem großen, schlanken, beweglichen Mann. Er erzählte ihm von seiner Suche nach seinem Vater.

Carl Ives erhob sich, als George geendet hatte. Hoch ragte er über den Jungen hinaus.

»George, ich werde nichts dagegen sagen, dass du Gewissheit wegen deines Vaters haben willst. Es ist richtig, dass du gehst. Du wirst aber viel Kummer haben, wenn du endlich von deinem Vater hörst.« Der Waldläufer sah sorgenvoll aus. Irgendwie fühlte George: Der Mann wusste mehr, als er eingestehen wollte. Vielleicht wusste er, dass sein Vater gefangen war oder gar tot. Bevor George weiterfragen konnte, hatte Carl seine Muskete in die Armbeuge gelegt und blickte auf ihn hinunter.

»Hör zu, George«, sagte er. Sein Gesicht war ernst. »Bist du ein Christ? Ich meine: nicht einer, der zwar sagt, er sei einer, und ist es doch nicht. Ich meine, kennst du den Herrn tief hier drinnen?« Er klopfte bedeutsam auf seine Brust. »Weißt du, ob du ewiges Leben hast über das jetzige hinaus?«

George blickte in diese alles durchdringenden Augen. Der ernste Ton in Carls Stimme wühlte ihn zutiefst auf. Er erinnerte sich an die Versammlung in Albany und wie erleichtert er sich gefühlt hatte, als er zum Glauben an das Erlösungswerk Christi kam.

»Ja. Ich glaube an Jesus Christus. Ich bin Christ.«

»Und das ist gut so. Sonst würde ich sagen, geh heim. Dieser Ort ist nicht für solche, die den Tod fürchten.«

In diesem Augenblick kam Bud Hurley, der rote Hahn, um Carl Ives abzulösen. »Ich werde jetzt die Gegend ein wenig auskundschaften. Vor allem die Hügel dort drüben. Vor Einbruch der Dunkelheit bin ich wieder zurück. Dann triffst du mich hier wieder, George.«

Der Mann stieg die Leiter hinunter. Lautlos schritt er zur Palisade, zum Tor hinaus und auf die Hügel zu. Schon färbte die untergehende Sonne das Firmament purpurrot. Ein heißes Verlangen stieg in George hoch. Das Verlangen, ein Scout zu werden. Mehr als das: ein Scout wie Carl Ives.

»Der beste Christ, den ich kenne! Bei ihm fühlt man sich geborgen«, sagte Bud Hurley.

DIE WARNUNG

Ein knisterndes Feuer erleuchtete die Palisaden, als George zu seiner Verabredung mit Carl kam. Bud Hurley, dessen rotes Haar in der Flamme glühte, hockte neben einem hageren Grenzer.

»Hallo, George«, rief Bud. »Lass dich ein Weilchen am Feuer nieder.«

»Ich komme, um mit Carl Ives zu sprechen.«

»Er ist noch nicht zurück. Du kannst dich ruhig so lange zu uns setzen.«

George ließ sich auf einem Haufen Brennholz nieder.

Bud fragte: »Du kennst Carl gut?«

»Nein. Ich habe ihn erst heute Nachmittag kennengelernt.«

»Du kannst einen Haufen von ihm lernen. Es gibt keinen besseren Waldläufer. Es ist mir immer ein Geheimnis, wie er bei seiner Größe so geräuschlos durch die Wildnis schlüpfen kann. Er bewegt sich so leise, als ob eine Feder in den Schnee fiel, und läuft stundenlang, ohne müde zu werden.«

Der andere Mann, mit einem Gesicht fast so schmal wie eine Dachschindel, fügte hinzu: »Vergangene Woche sprach ich mit einem Tuscarora an Holmes' Weg. Er sagte

zu mir, dass dieser Carl Ives, von dem ihr sprecht, auf der Jagd und beim Fährtsuchen besser sei als die Indianer selbst.«

»Sind die Tuscaroras nicht Feinde der Siedler?«, fragte George überrascht.

»Nein. Sie sind uns freundschaftlich gesinnt. Sie und die Oneidas kämpfen nicht gegen uns.«

Bud Hurley führte aus: »George, es gibt sechs verschiedene Stämme hier im Staat New York. Alle zusammen nennen sich Irokesen. Die beiden Stämme, die Tom eben erwähnte, sind uns Siedlern freundlich gesinnt. Die andern vier aber bereiten uns viel Kummer. Nichts ist schlimmer als eine Bande räuberischer Mohawks oder schleichender Senecas. Eine schlaue Gesellschaft! Ich will ja nichts sagen, wenn ich sehe, wie wir ihnen ihr Land wegnehmen. Oder wie der weiße Mann sie um Felle und andere Dinge betrügt. Aber lieben tue ich sie nicht. Ich sehe zu viele ausgebrannte Häuser. Dieses Jahr 1780 wird als das blutigste in die Geschichte eingehen.«

Tom warf wieder einen Eichklotz in das Feuer. Ein Funkenregen sprühte auf. »Carl Ives hat eine Menge Freunde in allen Indianerstämmen. Er sieht aber den kommenden Überfällen besorgt entgegen.« Shep, der Hund von Mr Steel, kam dazu und stupste George mit seiner kalten

Nase an. George wollte ihn gerade streicheln, da sträubten sich die Rückenhaare des Hundes.

Eine Stimme von draußen rief: »Bud Hurley, blase Alarm zum Sammeln!«

Ohne zu antworten sprang Bud auf und rannte zur Palisade. Der dürre Mann stand auf, als Carl in den Schein des Feuers trat. »Was ist los?«, fragte er.

»Ich sah eine Horde von fünfzehn Indianern sieben Kilometer westlich von hier. Sie trugen Kriegsbemalung und bewegen sich Richtung Fort.«

In diesem Augenblick ertönte vom Turm des Blockhauses ein lang anhaltender Hornstoß. Das Echo hallte von allen Seiten wider. Unmittelbar darauf hörte man Rufe von den umliegenden Hütten. Die Leute eilten zum Fort, um in Sicherheit zu gelangen. Immer und immer wieder blies Bud das unheimliche Horn. Bald eilten die Siedler durch das Tor. George sah Mr und Mrs Steel eintreten. Beide trugen Musketen. Ihnen folgten ein Mann und eine Frau mit neun Kindern.

Zehn Minuten waren gerade vergangen, da rief der Mann am Tor: »Von Oatfield sind alle hier!«

Carl Ives stieg auf einen Wagen und stellte sich auf den Sitz. »Freunde«, rief er, »ich habe das Horn blasen lassen, weil ich Mohawks in Kriegsbemalung auf dem Weg hierher gesehen habe. Ich bin nicht sicher, ob sie einen Über-

fall planen. Ich möchte aber jedes Risiko vermeiden. Die Männer sollen ihre gewohnten Plätze einnehmen. Die ledigen Frauen sollen sich bereithalten, um die Musketen zu laden. Niemand spricht ein Wort. Alle Feuer sind zu löschen.«

Die Mütter mit ihren Kindern fanden Zuflucht in der langen Hütte. George sah ihre hageren, bekümmerten Gesichter im Schein des Feuers. Ein Baby begann vor Angst zu weinen. Die sanfte, beruhigende Stimme der Mutter ertönte laut durch die Stille der Nacht. Für einige Augenblicke stand George unschlüssig am Feuer. Carl kam und zerstreute mit seinem Fuß die Asche. »George, du kommst mit mir. Es könnte sein, dass ich dich brauche.«

George folgte Carl im Dunkel der Nacht. Sie schritten am Frauenhaus vorbei. George hörte, wie die Mütter ihre Kinder zur Ruhe brachten. Sie stiegen die Leiter zum Blockhaus hinauf und betraten die Außenrampe.

Die schattenhaften Gestalten der Männer hoben sich kaum gegen den Nachthimmel ab. Ein gelegentliches Husten oder Füßescharren, dazwischen Stimmengeflüster. Eine Spannung lag in der Luft, wie sie George nie zuvor erlebt hatte.

Carl Ives flüsterte George ins Ohr: »Wir werden die Westseite übernehmen. Setz dich nieder! Halte Augen und Ohren offen. Wenn du etwas hörst, stoße mich an.«

George starrte in die Dunkelheit. Der Mann zu seiner Rechten, etwa drei Meter entfernt, schnäuzte sich so laut, dass er vor Schreck fast aufgesprungen wäre. Ein Fuchs kläffte von einem entfernten Hügel. Ein anderer antwortete von jenseits des Mohawk-Flusses.

Bud Hurley flüsterte: »Könnte das ein Signal gewesen sein, Carl?«

»Nein, es ist wirklich ein Fuchs«, gab Carl zurück. Vom Turm des Blockhauses heulte wiederholt eine Eule. »Das geht mir auf die Nerven«, knurrte halblaut ein Mann. Er warf ein Stück Rinde nach dem Vogel. Ein sanftes Flügelschlagen war zu hören, als die verscheuchte Eule verschwand.

Ein kalter, feuchter Wind fegte von Osten heran. Regentropfen auf Regentropfen spritzte auf Georges Stirn.

Bud Hurley wisperte: »Regen. Das ist es ja, was diese Krieger lieben. Macht ihre Fußstritte vollkommen geräuschlos.«

»Gib gut acht«, mahnte Carl.

George überlegte, ob wohl unter solchen Umständen überhaupt eine Verteidigung möglich war. Er konnte nicht einmal die nächste Hütte erkennen.

Ein unerwarteter Ruf erscholl von der Südwestseite des Blockhauses. »Seht! Kendals Farm geht in Flammen auf!« George erblickte das Feuer. Es war seltsam hell und

etwa fünf Kilometer entfernt. Ein Schrecken durchzuckte George. »Mr Ives«, fragte er, »sind die Kendals in der Verschanzung?«

»Nein, George. Sie sind noch draußen. Wir wollen nur hoffen, dass sie davongekommen sind. Sie haben fünf kleine Kinder.«

George biss sich auf die Lippen, halb aus Furcht und halb aus Wut über die Grausamkeit dieses Krieges. Die Flamme erreichte ihren Höhepunkt. Dann wurde sie kleiner und fiel endlich in sich zusammen.

Wieder lastete Schweigen auf den Männern. Der prasselnde Regen verursachte das einzige Geräusch. George hob den Kopf und beugte sich über das Schutzgeländer. Er glaubte, einen entfernten Schrei zu hören.

Wieder drang der Klang in sein Ohr. »Mr Ives, ich höre etwas wie einen Schrei aus westlicher Richtung.«

Carl Ives antwortete nicht. Im nächsten Augenblick ertönte ein anderer Ruf. Dieses Mal näher und lauter. Carl rief: »Es kommt jemand. Vielleicht die Kendals. Macht euch am Tor bereit!«

Noch zehn Minuten. Dann ein entferntes Getöse von Pferdehufen und Wagengerassel. Eine angstvolle Stimme schrie durch die Nacht: »Aufmachen! Aufmachen! Die Rothäute kommen!«

Carl rief: »Seid ihr es, Kendal?«

»Ja! Macht auf!«

Carl rief dem Mann am Tor zu: »Öffnet! Kendals kommen!«

Gespannt verfolgte George die Vorgänge. Das Tor krachte auf. Pferdehufe donnerten herein. Geräuschvoll wurde das Tor wieder geschlossen. Eine Frau schluchzte. *Wahrscheinlich Mrs Kendal*, dachte George. Jemand fragte: »Geht es den Kindern gut?«

»Dank sei dem guten Herrn! Sie sind alle hier«, antwortete Mr Kendal. Wieder schwiegen die Männer.

George atmete kaum vor Aufregung. Jeden Augenblick erwartete er, die grässlichen Schreie der angreifenden Indianer zu hören.

Mr Kendal stieg die Leiter herauf, um mit Carl zu sprechen. Er erzählte: »Ich wollte gerade die Kühe melken, als ich einen der Krieger entdeckte. Er hockte hinter dem großen Ahorn auf meinem Hof. Ich sah ihn geduckt in den Wald zurückschleichen und vermutete, er wollte den anderen Bescheid geben. Da machten wir uns sofort auf.«

»Mit deiner Vermutung lagst du richtig! Ich sah eine nach Westen ziehende Bande«, sagte Carl und fügte hinzu: »Wisst ihr, dass euer Haus abgebrannt ist?«

Mr Kendals Stimme klang verzweifelt, als er antwortete: »Ich habe es befürchtet. Wir konnten es wegen der Bäume nicht sehen. Ich roch aber den Rauch. Meiner

Frau wird es das Herz brechen. Sie hat schwer gearbeitet, um uns alles schön zu machen.«

Carl lief um das Blockhaus herum. Er erzählte den Männern, was geschehen war, und schloss mit der Warnung: »Seid wachsam! Wenn sie den Kendals gefolgt sind, sind sie jetzt ganz nah!«

Der raue Wind trieb George den Regen ins Gesicht, als er in die Nacht hinausstartete. Plötzlich begann auf der Ostseite der Palisade ein Hund zu bellen. Dann ein Gewehrschuss.

Carl Ives fragte: »Was war das, John?«

George wunderte sich, wie Carl wissen konnte, wer der Schütze war. Er hatte aber recht, denn John Barnes antwortete: »Seit fünf Minuten sah ich, wie sich da unten etwas bewegte. Als dann der Hund bellte, dachte ich, es sei ein Mohawk und schoss.«

Carl verließ seinen Platz. »Ich will mal nachsehen.«

Fünf Minuten schleppten sich dahin wie eine Stunde. Zehn Minuten wie sechs Stunden. Zwanzig qualvolle Minuten schienen so lang wie die Nacht selbst.

Ohne Anmeldung war Carl wieder zurück. Er lachte leise. »Hey, John! Weißt du, was du geschossen hast?«

Johns Stimme zitterte vor Spannung. »Eine Rothaut?«

»Das nicht, du hast aber etwas getroffen. Deine weiße Kuh.«

Die Männer lachten. Die Spannung löste sich etwas. Die schleichenden Stunden zwischen Mitternacht und Morgendämmerung waren ermüdend. Jeder wusste, wie gefährlich es war, wenn die Müdigkeit sie überwältigte. Dann hätten die Indianer leichtes Spiel.

Ein Hahn krächte, als im Osten der Morgen dämmerte. Unten in der langen Hütte wurden die Kinder wach. Ein Baby begann zu schreien. Der Regen hatte aufgehört. Warme Sonnenstrahlen kamen hinter den Wolken hervor.

Feuer wurden angezündet. Die Frauen bereiteten den übermüdeten Männern das Frühstück. Alle lachten, als sie Johns Kuh nicht weit vom Fort auf dem Feld liegen sahen. Es war ein Gelächter der Erleichterung, denn die Schreckensnacht war vorüber. Außerdem bedeutete es einen Festschmaus für jedermann.

Die meisten Männer, deren Blockhütten in der Nähe des Forts lagen, wagten es, hinauszugehen und ihr Vieh in Sicherheit zu bringen. Doch keiner ging allein. Immer waren mehrere Männer beieinander – schwer bewaffnet, um einem Hinterhalt zu begegnen.

Gegen Mittag erforschte Carl Ives das Land und berichtete nach seiner Rückkehr: »Die Mohawks haben Fort Oatfield umgangen und sind nach Osten weitergezogen.«

Zusammen mit George löste er einige Männer ab, damit sie schlafen konnten.

»George«, sagte er, »gestern Abend wollte ich dir von einem Missionar und seiner Familie erzählen. Er kommt von Albany in den Westen und will unter Siedlern und Indianern das Evangelium verkündigen. Im vergangenen Jahr war Mr Watson allein hier draußen und baute eine Blockhütte für seine Familie. Nun will er mit ihr zurückkommen. Wenn alles gut geht, kommen sie in zwei Wochen hier durch. Dann möchte ich mit ihnen nach Fort Killypox. Dort ist Captain Snow. Er möchte mich als Scout für dieses Gebiet haben. Wenn du willst, kannst du mitkommen.«

George war begeistert. »Ich komme mit. Mr Ives, was wissen Sie über meinen Vater?«

Carl Ives strich sich das lange, schwarze Haar über die Schulter. Einen Augenblick lang starrte er auf den Fluss. Endlich erwiderte er: »Zunächst einmal, George, nenn mich nicht mehr *Mr Ives*. Ich glaube, es macht mich zu alt. Nenn mich Carl. Und nun zu deiner Frage. Ich glaube, dass dein Vater noch lebt. Wo, möchte ich nicht wissen. George«, der Scout legte ihm die Hand auf die Schulter, »ich habe oft über Menschen Dinge gehört, die nicht wahr waren. So habe ich auch einmal etwas über deinen Vater gehört. Ich glaube es aber nicht. Deshalb

will ich es jetzt nicht erwähnen. Aber, George, was auch kommen mag: Vertraue auf den Herrn!«

George fragte weiter. Carl wollte aber nicht mehr sagen. Gegen Abend wollte er noch einen Spähergang machen. George ergriff die Gelegenheit und fragte: »Carl, darf ich mit dir gehen? Ich möchte gern lernen, Fährten zu lesen und zu jagen. Kurzum alles, was man in dieser Wildnis wissen muss.«

»Nun, George«, erwiderte Carl, »ich glaube schon, dass du es könntest. Es ist aber mit Gefahr verbunden. Wir wollen ihr aber nicht aus dem Weg gehen.«

Carl führte George in westlicher Richtung bis zu einem Schutthaufen. Das war einmal das Heim der Kendals gewesen. Unweit davon lagen drei geschlachtete Kühe. Die einzigen Lebewesen waren ein halbes Dutzend Küken, die nach Futter scharren.

Carl untersuchte den Boden sorgfältig nach Abdrücken von Mokassins. Sie hatten aber nichts zu berichten, als sie bei Einbruch der Dunkelheit nach Oatfield zurückkehrten. Einige der beherzteren Siedler gingen in ihr Heim zurück. Im Fort wollten sie nicht die Nacht über bleiben. George ging mit Mr und Mrs Steel zum Laden zurück.

DIE INDIANERSPUR

»Was soll ich heute zuerst tun, Mr Steel?«, fragte George.

»Hinter dem Ladentisch in der Ecke steht ein Fass mit Pulver. Hol es heraus und wiege es in Pfundsäcke ab.«

Die Frühlingssonne sandte Strahlen durch die Zweige des Ahorns vor dem Laden. Shep, der Hund, lag auf seinem gewohnten Platz neben dem Eingang. Er schlief zusammen mit einem jungen Kätzchen.

Selbst bei der Arbeit ließ George der brennende Wunsch, nach Fort Stanwix zu gehen, nicht los.

»Sobald der Missionar mit seiner Familie kommt, mache ich mich wieder auf den Weg!«

Shep klopfte mit seinem Schwanz auf den Boden und hob witternd die Nase. Dann erhob er sich, bellte ein paarmal und raste auf der Straße davon.

»Sieht so aus, als hätte er ein Eichhörnchen oder ein wildes Kaninchen entdeckt.«

Fern im Wald hörten sie das dumpfe Bellen immer schwächer werden. »Mr Steel«, fragte George, »könnte ich wohl Ihr Gewehr haben, um zu schauen, wem er nachjagt?«

»Sicher.«

Mit dem Gewehr im Arm machte sich George auf den

Trampelpfad. Sheps Gebell wurde lauter. George blieb stehen und hörte ein Gerumpel. Dann kam ein großer, schwer beladener Wagen in Sicht. Drei Leute saßen darauf. Shep sprang nebenher und bellte, um die Fremden zu begrüßen.

George ging zum Laden zurück und berichtete Mr Steel von den Ankömmlingen.

»Das kann der Missionar mit seiner Familie sein. Er hat eine Tochter, etwas jünger als du, und ein Baby von etwa zehn Monaten.«

Der Ladeninhaber ging zur Tür und bürstete das Mehl von seinen Händen und von der Schürze. Der Wagen umrundete die Lichtung, in der Oatfield lag. Noch immer bellte Shep vor Freude. Mr Steel winkte den Ankömmlingen zu und sagte: »Sie sind es tatsächlich. Kannst du dir das vorstellen? Sie kommen direkt aus dem Gebiet der plündernden Indianerhorden.«

Der Fahrer, ein mittelgroßer, strohblonder Mann, führte die schwer arbeitenden Ochsen unter den Ahorn. Die Frau neben ihm erinnerte George an seine eigene Mutter. Sie war dunkelhaarig und hatte strahlende Augen. Man hatte unwillkürlich den Wunsch, sie näher kennenzulernen. In einer Decke auf dem Arm trug sie ein kleines Kind. Es hatte anscheinend Hunger und schrie energisch. Hinter den beiden saß ein Mädchen von etwa

sechzehn Jahren. Ihr honigfarbenes Haar fiel in zwei langen Zöpfen über die Schultern. Ihre blauen Augen schauten froh auf Shep, aber George konnte sehen, dass das Mädchen todmüde war. Kein Wunder nach einer solchen Fahrt in diesem holpernden Wagen!

»Wir haben es geschafft, Mr Steel!«, rief Mr Watson lachend und sprang vom Wagen.

Mr Steel begrüßte ihn herzlich. George stand etwas abseits. Bald würde auch er auf dem Pfad nach Westen sein.

Von der Verschanzung kam Carl Ives herüber und begrüßte die Ankömmlinge. Dann wandte er sich an George: »Das sind die Watsons. Du wirst sie in der nächsten Zeit näher kennenlernen. Das Baby hier ist Pam. Und dieses Mädchen, das gerade Shep streichelt, ist Maud.«

Maud warf einen störrischen Zopf über die Schulter und lächelte strahlend. Nach beendeter Vorstellung versorgte George die Ochsen und sah nach dem Wagen. Die Watsons wuschen sich hinter dem Laden den Reisestaub ab. Dann nahmen sie das reichliche Essen zu sich, das Mrs Steel in aller Eile zubereitet hatte. Wie froh waren sie, als sie zum ersten Mal seit vierzehn Tagen wieder auf einer richtigen Matratze schlafen durften! Gestärkt standen sie vor dem Abendessen wieder auf. Carl aß mit ihnen. Die Unterhaltung drehte sich um die Reisepläne.

Mr Watson sagte: »Nun, Carl, mein Land jenseits Killypox wartet auf Aussaat. Je eher wir hier die Zelte abbrechen, desto besser.«

»Passt mir gut in den Plan«, stimmte Carl bei. »Captain Snow möchte mich eine Zeit lang in Killypox haben. Und George ist ungeduldig, seinen Vater aufzufinden.«

»Dann werden wir morgen früh aufbrechen«, entschied Mr Watson.

Es war bekannt geworden, dass Mr Watson angekommen war. Ein Gottesdienst in der Kapelle wurde vereinbart. Ein Prediger stand nicht oft zur Verfügung, deshalb waren alle zusammengekommen, die nicht zu weit weg wohnten.

Mr Watson las den 23. Psalm. Dann wiederholte er ernst den vierten Vers. »Ja, auch wenn ich wanderte im Tal des Todesschattens, fürchte ich nichts Übles, denn du bist bei mir; dein Stecken und dein Stab, sie trösteten mich.« Seit vier Jahren ist das Mohawkthal für uns das Tal des Todesschattens. Viel Blut der Männer und Frauen ist geflossen, die für Freiheit von der Tyrannei der Engländer kämpfen. Sie versuchen, eine freie Nation zu gründen. Das ist auch wichtig. Noch wichtiger jedoch ist noch etwas anderes: der große Kampf um die Freiheit der Seele. Diese Freiheit kann aber nur dadurch gewonnen werden, dass wir unser Vertrauen auf Jesus

Christus setzen, der sein Leben hingab, um uns von der Sklaverei der Sünde zu befreien.«

George lauschte aufmerksam. Er sah, wie die übrigen Siedler sich vorbeugten, um jedes Wort in sich aufzunehmen. Sie hatten gerade den Schrecken der Nacht miterlebt. Viele von ihnen hatten ihr Vertrauen auf den Herrn gesetzt.

Als die Predigt zu Ende war, versammelten sich die Leute in Gruppen zum Gespräch. George stand bei Mr Watson, Carl und Bud Hurley, dem roten Hahn. Tom mit dem schmalen Gesicht gesellte sich zu ihnen.

»Hören Sie, Watson, ich bin nicht mit allem einverstanden, was Sie gesagt haben. Mir scheint, der Herr könnte mit uns hier draußen etwas freundlicher reden. Außerdem kann ich nicht einsehen, warum Jesus Christus jeden erretten sollte, der zufällig an ihn glaubt.«

Mr Watson fragte leise: »Halten Sie es für dumm, für die Freiheit unseres Landes zu kämpfen?«

»Nein. Aber das ist etwas anderes.«

»Mag sein. Und doch hat es viel Ähnlichkeit. Wenn diese Nation frei werden soll, müssen Menschen dafür sterben. Es muss Blut vergossen werden. Nun, um jedes Menschen Seele muss gekämpft werden. So will es der Satan. So will es der Herr. Der einzige Weg zur geistlichen Freiheit führt über den Tod Christi. Er gab sein

Leben dahin, um für jeden das Heil zu erwerben, der an ihn glaubt.«

Das schmale Gesicht wurde scharf und hart.

Mr Watson fuhr fort: »Vielleicht kann etwas, was ich im Gebiet von Vermont sah, meine Ausführungen bekräftigen. Dort hatte ein schrecklicher Waldbrand gewütet. Als das Feuer erloschen war, kam ich zufällig über das ausgebrannte Land. Da sah ich plötzlich eine tote Rebhuhnmutter, die mit verbrannten Flügeln am Boden hockte. Ich hob sie auf und bemerkte sieben Küken unter ihr. Alle lebend und unversehrt. Sie hatte ihr Leben für die Rettung der Kleinen dahingegeben. Hätte die Mutter ihr Leben nicht geopfert, wären die Küken elend zugrunde gegangen. In gewissem Sinne ist es das Gleiche, was Christus für uns getan hat. Wer die Sicherheit in Christus zurückweist, rennt in sein Verderben.«

Auch als er wegging, drückte sich die Bitterkeit des Unglaubens noch in dem schmalen Gesicht des Mannes aus. George jedoch hatten die Worte Watsons zu besserem Verständnis verholfen.

Am nächsten Morgen durchnässte taufeuchtes Gras Georges Füße, als er das Ochsengespann von der Weide hereinholte. Als der Wagen zur Abfahrt fertig war, ging er in den Laden. Dort hatten die Watsons die Nacht zugebracht. Bei dem Gedanken, die alten Leute zu verlas-

sen, wurde George traurig. Sie hatten ihn wie ihren eigenen Sohn aufgenommen. Aber es trieb ihn unaufhaltsam fort.

Carl Ives half Maud auf den Wagen und warf ihr sein weniges Reisegepäck zu. George hatte seine Habseligkeiten verloren, als er vor Kittel und Hayn geflohen war. Mr Watson hatte ihm eine Decke gegeben. Dazu ein Jagdmesser mit Lederscheide und eine Muskete mit Pulver und Patronen. Darüber hinaus hatte er nur das, was er am Körper trug.

Als der Wagen gerade abfahren sollte, trat Mr Steel aus dem Haus. Er übergab George eine Bibel. »Sie gehörte unserem Sohn, George. Jetzt sollst du sie haben.«

George zögerte, sie anzunehmen. Dann sagte er: »Vielen Dank! Ich werde mein Bestes tun, dem Geschenk Ehre zu erweisen.«

»Das ist gut, mein Sohn, das ist gut«, sagte Mr Steel und schüttelte George die Hand.

Der Wagen rumpelte los, den Flusspfad entlang.

Carl und George gingen voraus. Ein kehliges Quaken dröhnte von der Wiese am Fluss herüber: Ein Ochsenfrosch grüßte den neuen Tag.

Der Pfad verlief am Fluss entlang. Manchmal drängte er sich bis dicht ans Ufer, manchmal umging er einen Sumpf oder eine zackige Felswand. Carls mokassin-

beschuhte Füße hörte man kaum. Georges derbe Rindlederschuhe jedoch scharrten und polterten laut. Er bemühte sich nach besten Kräften, Carls leichten Schritt mit aufwärts gerichteten Zehen nachzuahmen und den Boden nur leicht zu berühren. Doch immer wieder machte er Lärm.

»George, bei nächster Gelegenheit tauschen wir diese plumpen Schuhe gegen ein Paar Mokassins um.«

»Ich glaube, ich mache ein großes Getöse«, gab George reuevoll zu.

»Jap. Mit diesen Dingen bist du unbrauchbar.«

Gegen Mittag hielten sie an, um zu essen und eine Stunde zu rasten. Maud und George suchten Feuerholz. Maud sagte: »Ich bin doch froh, dass du und Carl bei uns seid. Es war nachts ziemlich gruselig, als wir allein waren.«

»Ich gehe in den Westen, um nach meinem Vater zu suchen«, erklärte George.

»Ich hörte, wie Mr Steel es Papa sagte. Hoffentlich findest du ihn.«

»Ich hoffe es auch. Er ist nun schon ein Jahr fort.«

George erzählte ihr, wie er im letzten Augenblick Kettel und Hayn entkommen war. Als er geendet hatte, sagte Maud: »Dies ist meine erste Fahrt. Papa kam vergangenen Sommer hierher und baute eine Blockhütte bei Killypox. Er blieb über den Winter und rodete Land für

die Frühljahrsaussaat. Dann kam er vor ein paar Wochen wieder zu uns.«

»Manchmal wünschte ich, hier draußen eine Farm zu haben.«

»Ich liebe dieses Land«, fuhr Maud fort. »Es ist so wild und ruhig. Es gibt jedoch Zeiten, wo ich Heimweh nach meinen Freunden in Albany habe.«

»Eines Tages werden hier Städte entstehen. Wenn der Krieg gewonnen ist, werden die Leute sich in diesem Landstrich niederlassen. Eine ungeheuer große Fläche wartet nur aufs Roden.«

Nach der Mahlzeit drängten die Pioniere vorwärts. Eineinhalb Tage später kamen sie in eine winzige Niederlassung. Es waren nur drei Blockhütten. Hier tauschte Carl Georges Schuhe gegen eine gegerbte Hirschhaut um. Er nahm Georges Fuß als Muster und schnitt das Leder zurecht. Als sie weiterzogen, waren Georges neue Mokassins fertig. Seine Ausbildung als Waldläufer konnte beginnen.

Die beiden gingen dem Wagen immer weit voraus. Carl unterwies George in all den kleinen Dingen, die Hunderte von Geschichten über das Leben im Wald erzählten. George lauschte und überlegte im Stillen, ob er wohl je all die Dinge lernen würde, die die Erfahrung den Scout gelehrt hatte.

Von Zeit zu Zeit wurde George ärgerlich, wenn er leichtfüßig voraneilen wollte und dabei alles verdarb. Mal trat er auf einen trockenen Zweig oder er stolperte in einen überhängenden Ast. Dann pflegte Carl lachend zu sagen: »Du machst deine Sache viel besser als ich erwartete. Nur weiter so. Vergiss nie, dass von deinem Verhalten im Wald dein Leben abhängen kann.«

Unvermittelt waren Spuren da. Einmal, dicht am Flussufer, hielt Carl an und zeigte auf den weichen Erdboden. »Sieh, George, hierher kam ein Reh zum Trinken. Eine Ricke. Ich entnehme es den schmalen Hufen. Da, sieh, auch die Spur des Kitzes.« George untersuchte den Boden und fand mit Mühe heraus, was Carl auf Anhieb entdeckt hatte. Mit der Zeit tat er sich ein bisschen leichter. Er lernte die Spuren von Waschbär, Stinktief, Biber, Moschusratte, Fuchs und mancher anderer Tiere zu unterscheiden.

Eines Abends nach dem Essen sagte er zu Carl: »Ich werde ein Stück flussaufwärts gehen. Fährten lesen. Eine Angelschnur nehme ich mit. Vielleicht fange ich ein paar Fische zum Frühstück.«

Er fing zwei Forellen und sah hundert Meter weiter eine große sumpfige Niederung. Weil er dachte, dass es ein guter Platz zum Angeln sei, ging er hin. Der weiche Schlamm zeigte zahllose Spuren. Hier jagte ein Wasch-

bär nach Fröschen. Dort hatte ein großer blauer Reiher gefischt. Ein Reh war zum Trinken gekommen. Die Spuren zeigten, wo es stand und den Wind geprüft hatte, bevor es trank.

Ein großer Abdruck fesselte sein Auge. *Bär*, dachte er. *Nein, halt – nicht Bär. Keine Klauenabdrücke. Die Spur eines Mokassins. Indianerspur! Ganz frisch! Zurück zum Lager! Carl wird es sehen wollen. Es dämmt schon stark. Ich muss mich beeilen!*

Und er eilte!

Zwanzig Minuten später war er zurück und zeigte Carl die Spur. Der Scout warf nur einen Blick darauf. »Er ist ganz nah. Sieh nur, das Wasser beginnt gerade erst in die Spur zu sickern. Du hast ihn nur um Minuten verfehlt.«

Sie folgten der Spur vierzig Meter weit, dann wurde es zu dunkel, und sie gingen zum Lager zurück. Carl bedeckte das Feuer mit Rasenstücken. »Dann kann der Rauch nicht verraten, wo wir sind. Das heißt, wenn sie es nicht schon wissen.«

»Wie viele werden es wohl sein?«, fragte Mr Watson.

»Das können wir noch nicht sagen. Die Spur, die wir gesehen haben, war von einem Späher. Morgen früh werde ich als Erstes die Spur wieder aufnehmen und sehen, was auf der anderen Seite des Lagers los ist«,

sagte Carl. »George, binde die Ochsen an den Baum beim Wagen. Es hat keinen Zweck, dass sie herumlaufen und Lärm machen. Während der Nacht können wir die Decken unter den Wagen legen. Ich wünschte nur, Pam würde ruhig und fest schlafen. Nichts trägt weiter als der Schrei eines Babys.«

Feuchtkalte Luft drang gegen Mitternacht vom Fluss herüber. Eine Stunde später begann ein leiser Regen zu fallen. An Schlaf für die Reisenden in der Wildnis war in dieser Nacht nicht zu denken. Sie kauerten sich unter den Wagen und unterhielten sich flüsternd.

»Mr Watson«, sagte George, »ich verstehe etwas nicht. Vielleicht können Sie es mir erklären.«

»Aber gern, George. Was ist es?«

»Als ich in Albany den Herrn Jesus angenommen hatte, überlegte ich, was nach meinem Tod geschehen würde. Ich fragte eine Frau danach und sie antwortete mir: Bis zum Tag der Auferstehung werden wir im Grab liegen.«

Mr Watson schnaufte ärgerlich. »George, diese Frau kennt ihre Bibel nicht!«

»Angenommen, der Indianer, dessen Spur wir fanden, wusste, dass wir hier sind. Dann hätte er seinem Stamm berichtet und eine Schar Krieger zu uns geführt. Angenommen, wir würden getötet – was würde geschehen?«

»George, wenn das heute Nacht geschehen würde, dann hätten wir eine wundervolle Begegnung. Wir würden uns sofort in der Gegenwart des Herrn Jesus befinden.«

»Sie meinen, wir würden nicht das Bewusstsein verlieren, wenn wir sterben würden?«, fragte George.

»Genau. Wir würden die ganze Zeit bei Bewusstsein sein. Die Bibel erzählt uns, dass der Schächer, der Christus am Kreuz annahm, die Bitte aussprach: ›Gedenke meiner, wenn du in deinem Reich kommst.« Erinnerst du dich an die Antwort des Herrn? ›Wahrlich, ich sage dir: *Heute* wirst du mit mir im Paradies sein.« Wenn der Tod auch unangenehm ist, weil er uns von unseren Lieben trennt, so fürchtet der Christ nichts – was auch immer geschehen mag.«

»Vielen Dank, Mr Watson. Jetzt sehe ich klarer.«

Maud fügte hinzu: »Wenn wir diese Verheißung nicht hätten, hätte ich hier draußen in dieser fürchterlichen Dunkelheit eine Todesangst bei dem Gedanken, es könnten Indianer in der Nähe sein.«

In der Morgendämmerung verließ Carl das Lager, um in den Wäldern den Pfad vor ihnen auszukundschaften. Nach einer Stunde war er zurück. Sein Gesicht verhielt nichts Gutes.

»Ich habe sie gefunden. Neun Mann. Etwa drei Kilometer westlich von hier haben sie ihr Lager. Das heißt, sie befinden sich zwischen uns und Fort Killypox.«

»Wie weit ist das Fort von hier entfernt?«

»Ungefähr sechs Kilometer.«

»Könnten wir einen Durchbruch wagen?«

»Sie würden uns bestimmt sehen. Ich habe versucht, durchzukommen und Hilfe zu holen. Aber die Gefahr ist zu groß. Sie hätten meine Spur finden und bis zum Lager zurückverfolgen können. Ich denke, wir bleiben besser hier. Warten wir ab und beten.«

ENTDECKT

»In einer Hinsicht bin ich froh, dass es regnet. Die Wagen-
spuren, die wir auf dem Pfad hinterlassen haben, hät-
ten die Mohawks leicht gefunden. Bei diesem Platzregen
werden sie bald verwischt sein.« Carl beobachtete ein
Wasserbächlein, das am Rand des Wagenrads herabließ.

»Ich war überrascht, dass Pam so ruhig geblieben ist.
Es wäre unangenehm gewesen, wenn sie geweint hätte.
Dann hätten die Indianer sie eineinhalb Kilometer weit
gehört«, sagte George und umarmte das Baby liebevoll.

Carl nahm einen Lederbeutel mit Bärenfett aus sei-
ner Gepäcktasche. Damit fettete er seine Wildlederjacke
ein, um sie wasserdicht zu machen. Dann sagte er: »Ich
werde noch einmal nach dem Indianerlager schauen. Wir
kommen bestimmt nach Fort Killypox durch, bevor sie
uns entdecken.«

Der Scout setzte sich einen Hut aus Biberfell auf und
ging in den Regen hinaus. Im nächsten Moment war er
hinter einem Haselstrauch verschwunden. George war
enttäuscht. Er hatte gehofft, Carl würde ihn mitnehmen.
*Das ist der Beweis, dass ich immer noch schwerfälliger als ein
Ochse bin. Ich werde üben und üben, bis ich mich genauso
geräuschlos bewege wie er.*

Nach einer Stunde kam der Scout zurück.

»Los, anspannen! Wir fahren!«

George sprang zu den Ochsen. Er verstand die Dringlichkeit des Befehls.

Carl erklärte: »Sie haben das Lager abgebrochen und sind nach Norden gezogen. Wenn wir uns beeilen, kommen wir wahrscheinlich ungestört nach Killypox.«

Der Trampelpfad war gut. Die Ochsen waren ausgeruht. Man kam schnell voran. George lief mit Carl neben dem schaukelnden Wagen her.

»George«, sagte der Scout, »wenn diese Krieger uns gefunden hätten, dann wüssten wir jetzt, was Tod bedeutet. Sie befinden sich auf dem Kriegspfad.«

»Wie weit ist es noch, Carl?«, fragte Mr Watson.

»Ungefähr fünf Kilometer. Ich werde etwas zurückbleiben, um festzustellen, ob sie uns nicht folgen. George, du gehst vierhundert Meter voraus. Halte deine Augen offen.«

George ließ den Wagen hinter sich zurück. *Ein Glück, dass der verschlammte Pfad meine Spuren verwischt*, dachte er. Argwöhnisch untersuchte er jeden Busch und Baum nach einem Hinterhalt. Doch was war das? George blieb stehen und lauschte. Aus weiter Ferne hörte er Carls Stimme: »George, George!«

Er wirbelte herum und ließ seine langen Beine flie-

gen. Der Wagen kam in Sicht. Die Ochsen arbeiteten angestrengt.

»Aufsteigen, George!«, rief Carl von seinem Sitz neben dem Fahrer.

George schwang sich an der Seite hoch. »Was ist los?«, keuchte er.

»Sie haben unser Lager aufgespürt und die Fährte aufgenommen. Einer von ihnen hat mich gesehen.«

An einem Hügel wurden die Tiere langsamer. Ihre schwarzen Rücken waren schaumbedeckt.

»Wir schaffen es nicht«, stöhnte Carl.

Fast als Antwort ertönte hinter ihnen, etwa achthundert Meter entfernt, ein schriller Schrei. Mauds weißes Gesicht spiegelte die Angst wider, aber kein Laut entschlüpfte ihren Lippen. George fühlte, wie eine seltsame Spannung ihn durchflutete. Wut, Furcht oder Aufregung? Er wusste es nicht.

Mr Watson lächelte schwach. »Dies ist eine Prüfung für unseren Christenglauben. Wir müssen unser Vertrauen fest auf den Herrn richten. Er wirkte Wunder, als er auf der Erde war. Noch immer ist sein Arm stark und mächtig. Lasst uns in dieser Stunde auf ihn schauen. Er wird uns nicht aufgeben und uns nicht verlassen.«

Die Ochsen schleppten den Wagen über den Hügel und

kamen bergab wieder schneller voran. Wieder waren von hinten die grässlichen Schreie der kriegswütigen Mohawks zu hören.

Plötzlich schnalzte Carl mit den Fingern. »Wir haben noch eine Chance. George, ich erteile dir jetzt den größten Auftrag deines Lebens.«

George nickte verwundert.

»Schau mal, dort unten im Tal fließt ein Bach. Mit-tendrin halten wir an. Mr Watson, Sie heben Ihre Frau herunter. Du, Maud, kannst selbst herunterklettern. Ich nehme das Baby. Dann treibst du, George, die Ochsen an, so schnell du kannst. Halte dich auf dem Pfad. Sobald du Killypox siehst, schreist du, wie du noch nie in deinem Leben geschrien hast. Dann werden sie im Fort das Tor öffnen. Fallen die Indianer auf unseren Trick herein, dann sehen sie uns nicht. Dann gelingt es uns, ihnen zu entweichen. Wenn sie dir zu nah kommen, lauf zu Fuß weiter. Du bist schneller als sie.«

Zu weiterem Reden war keine Zeit mehr. Die Ochsen hielten an. Schon war Mr Watson mit seiner Frau über die Seite herunter. Carl tauchte mit Pam in das brusttiefe Wasser. Maud glitt mit einem zischenden Platsch über die Leinwand hinab.

Carl gab dem nächsten Ochsen einen Schlag mit der Handfläche. Die Tiere stürmten vorwärts. Ein wilder

Schrei ertönte durch den Wald. George wusste: Die Indianer würden aufholen.

Der Regen spritzte ihm an die Wangen. In kalten Bächen krochen die Regentropfen ihm den Nacken hinunter und sammelten sich am Gürtel, der ihnen den Weiterweg versperrte. Er betrachtete den Planwagen. Der ganze Besitz der Watsons war darin. »Die drei Fensterscheiben den ganzen Weg von Albany her«, murmelte George laut. »Mr Watsons kleine Orgel. Mauds Milchkännchen von ihrer Tante in Holland. Und Pams Stoffpuppe.«

Pams Stoffpuppe. George lächelte vor sich hin. Er dachte an die komischen Augen, die Maud auf das Gesicht aus Kattun gestickt hatte. Dann waren da aber auch die hundert Bibeln und die Liederbücher. *Wenn die Indianer den Wagen in die Hand bekommen, ist alles verloren.* Der quälende Gedanke daran trieb George ins Gebet. Nur das »Amen« sprach er laut.

»Merkwürdig. Ich habe sie in den letzten Minuten gar nicht schreien hören.« Er wurde bestürzt. »Ob sie Carl und die Watsons gefunden haben?«

George drehte sich um und blickte auf den Pfad zurück. Er sah nichts als die nassen Wälder. Er wollte gerade das Tempo der Ochsen verlangsamen, als er wieder den Kriegsschrei hörte. Er sah, wie sich ein bronzefarbener Krieger in einer Entfernung von etwa vier-

hundert Metern näherte. Der Indianer blieb stehen und brachte ein Gewehr mit langem Kolben in Anschlag. Die Patrone zerriss die Blätter über Georges Kopf. Der Mohawk lud wieder, und die Ochsen gewannen einen kleinen Vorsprung.

George riss die Lederpeitsche aus dem Halter und ließ sie über die Ochsen sausen. Wieder kniete der Krieger nieder. Wieder ertönte ein Schuss. Diesmal durch die Bäume zur Rechten. Mit einem Schrei warf der Indianer das Gewehr in die Büsche, anscheinend frustriert wegen der Waffe des weißen Mannes. Er riss einen Tomahawk aus dem Gürtel und sprang vorwärts. George erkannte, dass der Abstand zwischen ihnen geringer wurde.

Weiter hinten tauchten zwei weitere Indianer auf. Wieder schrie der vorderste Läufer. Bei diesem Klang brüllte der eine der Ochsen vor Schreck. Er sprang zur Seite und hätte fast den Wagen umgeworfen. George riss mit aller Kraft am Führungsseil. Er konnte das vor Furcht halb wahnsinnige Tier kaum beruhigen.

Fast wäre George nach Carls Vorschlag vom Wagen gesprungen, um sich auf die Schnelligkeit seiner Beine zu verlassen. Aber auf der Höhe sah er eine Lichtung zwischen den Bäumen. *Wenn das Killypox ist, schaffe ich es vielleicht.* Mit dieser Hoffnung verwarf er die Idee, die Indianer in einem Laufrennen zu schlagen. Er schlang die

Führungsseile um den Peitschenhalter, um beide Hände gebrauchen zu können.

Der vorderste Krieger war jetzt so nah, dass George die Streifen der gelben Kriegsbemalung auf seiner Brust erkennen konnte. Die großen gelben Kreise um die Augen gaben dem verzerrten Gesicht ein wahnsinniges, grinsendes Aussehen.

Mit weit ausholenden Schritten stürmte der Kerl vorwärts. Der Tomahawk begann zu wirbeln. Schneller, immer schneller. Die Waffe zischte durch die Luft. George ließ sich zu Boden fallen. Um Haaresbreite sauste die Waffe an seinem Kopf vorbei.

Der getroffene Ochse brüllte auf, als ihm der Tomahawk in die Flanke drang. Dort blieb er volle dreißig Sekunden hängen, ehe er zu Boden fiel. Aus der klaffenden Wunde strömte das Blut. George sah, wie das Tier wankte.

»O Herr, hilf mir doch!«, betete George. Der Wagen fuhr langsamer, aber der schwerfällige Ochse hielt sich auf den Beinen. Halb geschleppt von dem anderen blieb er im Gang.

Jetzt war der Indianer bis auf zwei Meter herangekommen. George hob die Peitsche und klatschte sie in die Richtung des fratzenhaften Gesichts. Der Indianer fiel zurück. Wieder stürzte er vorwärts. Wieder schlug

George zu. Der Indianer wich dem Schlag aus. Mit wildem Geschrei erklomm er das hintere Sitzbrett. Jetzt schmetterte George das dicke Peitschenende an den kahlen Kopf. Gerade auf den Knoten der Skalplocke. Von dem Schlag betäubt, fiel der Indianer herunter. Er kam aber wieder auf die Beine und griff erneut an. Diesmal packte er mit seiner langen roten Hand das Seil, das die Leinwand festhielt. Bevor George ihn herunterwerfen konnte, war der Mohawk oben. Ein betäubend süßlicher Geruch von dem schwitzenden Indianer erfüllte die Luft.

Wieder holte George aus. Der Krieger hatte aber jede Bewegung verfolgt und riss George die Peitsche aus der Hand. Sie flog in hohem Bogen vom Wagen. Wild schreiend stürzte der Indianer nach vorne. George fühlte die nackte Schulter in seiner Magengrube. Er fiel auf den Rücken, der Indianer auf ihn. Lange Finger, hart wie Eisen, griffen nach seinem Hals. Kräftig schlug George zu. Der Indianer grunzte und ließ einen Hieb auf Georges Nase krachen. Das Blut floss. Bevor George ausweichen konnte, war der Indianer auf ihm. Seine Finger fanden ihr Ziel. Sie würgten und quälten grausam.

Mit schwindenden Kräften schlug George noch einmal auf die bemalten Augen. Er rang nach Atem. Aus einer Wunde in der Wange des roten Mannes sah George Blut laufen. Aber der Würgegriff hielt an. Von der Seite sah er

zwei weitere Indianer mit geschwungenem Tomahawk heranspringen.

George kämpfte, bis er beide Füße unter den Magen des Mohawks bekam. Mit voller Wucht trat er zu. Augenblicklich löste sich der Griff um seinen Hals.

Der Indianer taumelte auf die Seite. George keuchte nach Luft. Jeder Atemzug schien Striemen in seine brennende Kehle zu schneiden.

Er fühlte seine Kraft zurückkehren. Da krachte wieder ein Schuss und George stöhnte auf. *Noch mehr Krieger!*

Zu seinem Erstaunen sah er aber, dass die beiden anderen Männer stehen blieben. Dann flohen sie zurück in den Wald. Inzwischen hatte sich der Kerl auf dem Wagen wieder an George herangemacht. Der wartete bis zum letzten Moment. Dann landete er einen letzten heftigen Schlag gegen den hohen Wangenknochen.

Noch ein Schuss. George drehte seinen schmerzenden Hals und sah die Palisade kaum zwanzig Meter entfernt. Eine Gruppe bewaffneter Männer stand oben auf dem Blockhaus. Er atmete erleichtert auf. Die Schüsse waren von dort gekommen.

Er sah, wie das große Tor geöffnet wurde und die ausgepumpten Ochsen den Wagen hindurchschleppten. Er hörte die Rufe der Männer und fühlte ihre Hände. Rau und doch vorsichtig. Sie hoben ihn vom Wagen. Er sah,

wie sie den bewusstlosen Indianer vom Wagen nahmen und ihm mit Lederriemen die schlanken Arme und Beine fesselten.

George fühlte, wie sie ihm Wasser einflößten. Sein Hals, rot und geschwollen, zitterte vor Schmerz. Jemand wusch ihm wohlthuend das Gesicht mit warmem Wasser.

Alles schien wehzutun. George achtete nicht darauf. Sein Herz war voller Freude. Der Herr hatte sein Gebet erhört. Er war in Sicherheit, und da stand der Wagen. Er war in Ordnung, obwohl es ihm vorkam, als ob er auf- und abspringen würde und voll von wilden, rotgesichtigen Männern wäre.

Langsam gelangte er wieder zu vollem Bewusstsein. George starrte in das rote, wettergegerbte Gesicht eines Mannes mit schneeweißem Backenbart, der sich über ihn beugte.

»Ich glaube, ich habe es geschafft«, sagte George. Seine Worte hatten einen seltsamen Klang. Wie weit entfernt.

»Ja. Im letzten Augenblick. Dann wäre es mit deinem schwarzen Haar vorbei gewesen. Wir haben sie mit ein paar Schüssen vertrieben. Wir hätten ihnen gern die roten Häute etwas durchlöchert.«

George versuchte, sich aufzusetzen. Wieder schien er wie in einem grausigen Albtraum auf dem springenden Wagen dahinzujagen. Er legte sich wieder zurück

und ließ die kühlen Regentropfen beruhigend über sein Gesicht rinnen.

Auf einmal kam ihm die Erinnerung. Keuchend zwang er die Worte aus seiner schmerzenden Kehle: »Schickt Hilfe! Carl Ives und die Watsons sind unten am Bach. Schickt Hilfe!«

Er hörte nicht mehr Captain Snows dröhnende Stimme: »Der Junge ist vollkommen fertig. Seht nur die Fingerabdrücke an seinem Hals und die Wunde über dem Auge. Er hat etwas mitgemacht, kann ich euch sagen! Tragt ihn hinein und zieht ihm trockene Sachen an. Legt ihm ein Pflaster auf die Stirnwunde. Wenn er die Nacht durchschläft, ist er morgen wieder in Ordnung. So ein großer starker Bursche ist bald durch.«

FURCHTBARE NACHRICHT

Als George am Spätnachmittag von unruhigem Schlaf erwachte, hatte der Regen aufgehört. Die Sonne schien und trocknete die zahllosen Pfützen.

Er tastete seinen steifen Hals ab. Wie weh tat er doch! Nicht nur der Nacken. Auch die Schultern, Arme und Beine. Alles tat ihm weh. Ganz ruhig hätte er für immer liegen bleiben können.

Er öffnete die Augen und sah eine stämmige Frau neben sich sitzen. Sie schwenkte einen belaubten Ahornzweig über ihm und lächelte. »Die Fliegen nerven heute ziemlich schlimm. Sie kommen aus der Schmiede. Und weil ich gerade nichts zu tun habe, verjage ich sie eine Weile.«

George wollte sich bedanken. Er brachte aber kein Wort heraus.

»Du bleibst ruhig liegen. Du brauchst dich um gar nichts zu kümmern. Die alte Sadie Terwilliger sorgt für dich«, sagte die Frau sanft.

Er sah sie den winzigen Raum verlassen. Gleich darauf kam sie mit einer hölzernen Schale voll dampfender Fleischbrühe zurück. »Hier, schlürf das. Das tut deinem Hals gut, und du erholst dich wieder.«

George versuchte zu lächeln, als die Frau ihm Löffel für Löffel in die ausgedörrte Kehle einflößte.

»Ich habe dich genau untersucht. Du scheinst aber nicht viel abbekommen zu haben. Nur die Wunde am Kopf. Das macht aber nichts. Und dann die Fingerabdrücke am Hals. Kerle wie dieser Indianer haben wohl die Absicht, deinen lockigen schwarzen Skalp herauszureißen, wie mir scheint.«

George hörte seine Erwiderung, rau und nur geflüstert: »Das hat er bestimmt versucht.« Und dann lag es ihm auf dem Herzen: »Haben die Männer Carl Ives und die Watsons hergebracht?«

In dem Gesicht der alten Frau las er die Antwort. Die Falten um ihren dicken Mund schienen sich zu vertiefen. »Nein, sie kamen schon vor Stunden und haben nichts gefunden. Nicht eine Spur war zu sehen. Wieder sind sie hinaus, aber noch nicht zurück.«

Er bekämpfte die Schmerzen und setzte sich aufrecht hin. »Ich möchte mit dem Captain sprechen und ihm sagen, dass ich selbst suchen gehe. Ich weiß ja, wo sie sind.«

Er schwang die Füße über den Bettrand und stand auf. Nur einen Augenblick. Die wackeligen Beine trugen ihn noch nicht.

»Scheint so, als gehst du noch nirgends hin. Da, setz

dich im Torweg auf die Bank. Die warme Sonne wird dir guttun.«

Zu kraftlos, um irgendetwas sonst zu tun, saß George da und blickte über das größte Fort, das er je gesehen hatte. Ställe standen an den inneren Wällen, in denen mindestens fünfzig Kühe angepflockt waren. Dazu Pferde, Ziegen und ein paar Esel. Ein Pferch aus Baumstämmen war voll mit grunzenden Schweinen, und ein anderer beherbergte Schafe.

Frauen und Kinder liefen über den Platz. Die jüngeren Kinder spielten Fangen. Ein paar Frauen unterhielten sich, während andere Butter schlugen, nähten, Mais stampften oder Essen kochten.

Oben an den Schießscharten sah er die Grenzer mit schussbereiter Muskete.

Die Frau beantwortete seine unausgesprochene Frage: »Für dich sieht es wahrscheinlich wie eine große Menge an Leuten aus. Aber es hat seinen Grund, dass so viele hier sind. Diese roten Plünderer machen seit zwei Wochen die Wälder unsicher. Fast jede Blockhütte im Umkreis von fünf Kilometern ist niedergebrannt. Viele Siedler sind ermordet, viele gefangen weggeführt worden. Jetzt ist alles hier untergebracht. Mehr Volk als Läuse auf den Bohnen. Aber sie sind in Sicherheit.«

Eine Gruppe junger Leute erregte sein Interesse. Der

Mohawk war an einen Pfahl gebunden. Sein rotes Gesicht war noch immer mit Lehm verschmiert. Jetzt aber auch mit viel Blut vermischt. *Wie viel davon mag wohl von mir sein?*, dachte George.

Der Wagen der Watsons stand noch immer innerhalb des Tores, wo man ihn hatte stehen lassen. Die Ochsen waren ausgespannt. Der verletzte Ochse lag da. Jemand hatte die Wunde wegen der Fliegen mit Gras bedeckt.

»Ich betreue die Kranken«, sagte die Frau lächelnd. »Den Raum, in dem du warst, nenne ich mein Krankenhaus. Es ist nicht groß. Aber die Matratze, auf der du gelegen hast, ist mit Federn von wilden kanadischen Gänsen gefüllt. Ich sage immer: Nichts hilft einem Kranken mehr als tiefer, guter Schlaf.«

Zur Rechten dieses winzig kleinen Hospitals stand ein langes, rindenbedecktes Haus mit drei Schornsteinen. George wusste, dass dies der Platz war, wo bei einem Überfall Frauen und Kinder untergebracht wurden.

Jenseits dieses Platzes standen drei kleine Blockhütten, wo die Befehlshaber dieses Forts wohnten. Auf der anderen Seite des Hauptgebäudes befand sich ein doppel­türiges Haus. Schwarzer Rauch stieg aus dem Kamin empor. Man hörte ein lautes »Kling-Klang«.

Wieder las die Frau die Frage in seinem Gesicht. »Das ist die Werkstatt des Schmieds. Jedson Loon.«

»Fräulein Terwilliger ...«, begann George.

Die Frau unterbrach ihn. »Nicht Fräulein, junger Mann. Ich bin Frau. Im vergangenen Juni war mein Mann draußen beim Heuen. Ich war gerade beim Holzhacken, als ich einen Schuss hörte. Ich schaute auf und sah einen Indianer vom Waldrand auf ihn zukommen. Dann kam mein Mann auf mich zugerannt. Er schaffte es aber nicht mehr bis zu mir. Er taumelte. Ein Pfeil steckte ihm tief zwischen den Schultern. Da habe ich ihn zum letzten Mal gesehen. Ich versteckte mich hinter dem Haus. Ich wusste, dass ich weiter nichts tun konnte. Dann stieg ich auf unser Pferd und kam hierher. Die Indianer waren zu Fuß. Sie konnten mich nicht erwischen. Am nächsten Tag gingen ein paar Männer hin und begruben meinen Mann. Deshalb bin ich Frau.« Das Gesicht der Frau war von ihrem großen Kummer gezeichnet.

George vergaß seine Frage und starrte schwermütig auf die Rauchfahne aus der Schmiede. Captain Snow brüllte vom Dach des Blockhauses: »Die Suchkolonne kommt zurück. Allein.«

Die Männer kamen niedergeschlagen durch das Tor. George ging bekümmert zu ihnen. Ein untersetzter Mann mit langem, verfilztem, gelbem Haar sagte zu Captain Snow: »Wir folgten dem Bach etwa fünf Kilometer weit und alle Wege nach Süden zum Fluss und haben

nichts gefunden. Vielleicht hat dieser junge Mann gelogen, als er sagte, es seien noch andere bei ihm gewesen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Carl Ives sich von den Rothäuten hat fangen lassen.«

»Nun, Lumberkin, der Junge hat die Wahrheit gesagt. Ich habe in den Wagen geschaut und Watsons Namen in einer Bibel gefunden. Oben lag Carls Kleidersack. Seine Anfangsbuchstaben waren in das Leder eingebrannt.«

»Mag sein. Jedenfalls haben wir sie da draußen nicht gefunden«, beharrte Lumberkin.

Captain Snow bemerkte George. »Hallo! Dachte mir, du würdest es erst mal langsam angehen. Wie geht es dir?«

»Überall tut es noch weh. Ist aber nicht so schlimm!« Dann sagte er: »Captain, ich gehe sie suchen.«

Der weiße Backenbart zitterte, als er antwortete: »Hier bin ich Captain. Du gehst mir nicht von der Stelle.« Damit ließ er George stehen.

Traurig ging George zu seiner Bank zurück. Er fand aber nur die massige Gestalt Sadie Terwilligers. Sie hielt ein etwa ein Monat altes Baby im Arm. »Tut mir leid, dass sie deine Leute nicht gefunden haben. Gib nur die Hoffnung nicht auf. Hör zu, du musst dir eine andere Bleibe suchen. Die Mama dieses Babys liegt auf der Federmatratze. Sie hat ganz üble Rückenschmerzen. Versuch

es mal beim Schmied. Die meisten Leute wollen da nicht schlafen wegen des Geruchs und der Fliegen. Wenn es aber Jedson Loon dort aushält, wirst du wohl auch eine Nacht dort zubringen können.«

Jedson Loon nickte George zu. Er hämmerte das Hufeisen zurecht, das er in Arbeit hatte. »Geht es dir besser?«, fragte er dann.

»Ein bisschen. Mrs Terwilliger schickt mich. Das Krankenbett ist belegt und es geht mir sowieso nicht so schlecht, dass ich das Federbett brauche. Ich wollte fragen, ob ich für die Nacht hierbleiben könnte.«

Jed Loon grinste. »Wenn du den Geruch ertragen kannst, ist mir's schon recht. Mich stört er nicht. Aber andere Leute.«

Es war ein merkwürdiger Geruch von verbrannten Hufen und versengtem Haar. Der Rauch aus den handgepumpten Blasebalgen hing als schmutziger Dunst in den Dachsparren. Hunderte von Fliegen summten herum. Ein Schimmel war neben der Tür festgemacht. Sein Fell zuckte. Er schlug dauernd mit dem Schwanz, um sich gegen die saugenden Quälgeister zu wehren.

George ging zum Wagen, holte seine Decken und legte sie auf den Fußboden hinter einem Abfallhaufen von Hufeisen und Leder. Zwei Mäuse sprangen davon, als er ein Brett beiseiteschob, um sein Lager aufzuschlagen. *Bei so*

vielen Mäusen und Fliegen fehlt es mir nicht an Gesellschaft, dachte er.

»Wenn du dich nützlich machen willst, kannst du diese alten Hufeisen nach Größe sortieren. Seit einem Monat bin ich nicht mehr dazu gekommen. Ich musste immer nur Pferde beschlagen und Musketen ausbessern. Wenn ich mir all die Arbeit bezahlen lassen würde, wäre ich schon längst reich«, sagte der Schmied und hob den Vorderfuß des Schimmels, um ihm das Eisen aufzuschlagen.

George gehorchte gern. Er wollte die quälenden Gedanken an seine fehlenden Mitreisenden loswerden.

Um 18 Uhr läutete eine Kuhglocke. Er ging mit Jed in das lange Haus zum Abendessen. Heißes Maisbrot und geschmortes Wildbret war reichlich aufgetischt worden. Die wunde Kehle stach bei jedem Bissen. Der Hunger zwang ihn jedoch, seinen Teller leer zu essen.

Mit eintretender Dunkelheit bezog der Schmied als Wachposten seinen Platz auf der Rampe. Inmitten der schweren Gerüche wickelte sich George in seine Decke. Er hörte die Geräusche und Stimmen der anderen, als sie sich zum Schlafen niederlegten. Dabei wunderte er sich über die Ruhe, mit der sie das Verschwinden seiner Freunde hinnahmen. *Ich glaube, mit der Zeit gewöhnt man sich an Sorge und Unglück,* sagte er zu sich selbst.

Die nächste halbe Stunde verbrachte er im Gebet. Er

betete nicht nur für die Watsons und Carl Ives, sondern auch für Vater, Mutter und Schwester. Albany schien so weit weg. Er überlegte, ob er wohl je wieder durch die Straßen der Stadt laufen, ob er noch einmal Brotteig sehen und riechen würde, den die Mutter in den Backofen schob. Oder frische, süße Ahornzuckerbrötchen essen? Er dachte an die glücklichen Jahre vor dem Krieg, als sein Vater durch die Stadt fuhr und Kuchen verkaufte.

Ein Ruf unterbrach seine Gedanken. »Jemand kommt vom Fluss herauf!«, dröhnte Captain Snows Stimme vom Blockhaus herunter.

»Wer ist es?«, fragte eine andere Stimme.

»Carl Ives mit seinen Leuten!«

George hörte den entfernten Ruf und trotz der stechenden Schmerzen sprang er auf und eilte zum Tor. Er hörte, wie es aufgerissen wurde. Carl und die Watsons waren doch noch angekommen.

Als Erster sprach Mr Watson: »Hat George den Wagen durchgebracht? Ist er gesund?«

»Ein junger Mann brachte einen Wagen und eine Rothaut, die er gefangen genommen hatte«, antwortete Captain Snow.

»Hier bin ich!«, rief George in die Dunkelheit. Er spürte, wie Carl liebevoll den Arm um ihn legte.

Man versammelte sich im Blockhaus. Kerzen wurden

angezündet, nachdem die Türen verschlossen waren. George saß daneben, während die Watsons und Carl aßen. Es war die erste Nahrung, die sie seit dem Morgen zu sich nahmen.

Maud saß nah bei ihm. »George«, sagte sie, »wir dachten schon, du seist tot! Kurz nachdem wir uns in einem überhängenden Gebüsch am Bachufer versteckt hatten, sahen wir, wie drei Mohawks dich jagten. Wir hörten zwei Schüsse, dicht hintereinander. Dann war es eine Weile still. Wieder hörten wir Schüsse. Die Ungewissheit war furchtbar.«

»Die ersten zwei Schüsse galten mir. Sie trafen aber nicht. Die anderen Schüsse feuerten die Männer hier auf die Indianer. Aber wie ist es euch ergangen? Zwei Suchtrupps waren unterwegs und konnten eure Spur nicht finden.«

»Nun, wir warteten nach den Schüssen noch eine Stunde. Dann gingen wir bachabwärts, immer in dem eiskalten Wasser. Am Fluss führte uns Carl eineinhalb Kilometer am Ufer entlang. In einem Brombeergestrüpp hielten wir uns für den Rest des Tages auf. Ich dachte, die Indianer würden jeden Augenblick kommen.«

»Ich kann dir sagen, es war nicht angenehm für mich, die ganze Zeit Angst zu haben, ihr wäret gefangen genommen oder sogar skalpiert worden.« Er erschauerte.

Während George sich mit Maud unterhielt, berichtete Captain Snow über Georges wilde Fahrt. Carl rief: »Das war aber ein Erlebnis! Ein solcher Mut wird eines Tages die Wildnis für die Siedler frei machen!«

George war stolz, als er die Worte hörte. Dann dachte er an die Furcht, die ihn während der Fahrt überfallen hatte, und er schämte sich. Ein Glück, dass die Kerzen so trüb brannten. Da konnte man nicht sehen, wie er rot wurde.

Als George am nächsten Morgen in der Schmiede aufstand, um zum Frühstück zu gehen, schmerzte der Hals noch immer.

Maud hatte ihm einen Platz an der langen Tafel frei gehalten. Captain Snow, Lumberkin und der Scout saßen nicht weit von ihm entfernt. Die lebhafteste Unterhaltung drehte sich wie immer in den Jahren 1770 bis 1780 um den erbitterten Krieg zwischen Siedlern und Engländern. Captain Snows dröhnende Stimme erfüllte den ganzen Raum. Er schlug so hart auf den Tisch, dass die hölzernen Schüsseln tanzten.

»Niemals«, rief er aus, »werde ich auch nur einen Dollar Steuern an England zahlen! Die Jungs haben es ganz richtig gemacht, als sie 1773, als Indianer verkleidet, in Boston dreihundertundfünfzig Kisten Tee ins Meer warfen.« Seine Augen glühten vor Begeisterung. »Oh, wenn ich doch dabei gewesen wäre!«

»Ich wäre ja so froh, wenn wieder Frieden wäre«, sagte Mrs Watson und blickte auf Pam.

Lumberkin sagte zu ihr: »Haben Sie keine Angst, Mrs Watson. Die Blockhütte, die Ihr Mann vergangenes Jahr gebaut hat, steht noch. Ich war vorhin dort.«

Mrs Watson sah überrascht auf. »Ich hätte das nicht gedacht. Ich habe gedacht, alles sei ausgebrannt.«

»Nun, Ihr Land liegt etwas abseits der Straße und ist, außer auf der Südseite, in Berge eingebettet. Ich glaube, die Engländer und Indianer sind noch nie auf den Gedanken gekommen, dorthin zu gehen.«

»Würden Sie denn vorschlagen, jetzt hinaufzugehen?«, fragte Mr Watson. »Es ist schon spät für die Aussaat, und ich möchte gern etwas ernten auf dem Stück Land, das ich vergangenes Jahr gerodet habe.«

»Ich würde es nicht wagen, die Frauen dorthin mitzunehmen. Es vergehen für gewöhnlich keine zwei Tage, ohne dass die Indianer in diese Gegend kommen. Der einzig sichere Platz ist hier im Fort. Vor der Kanone, die wir auf dem Dach haben, erschrecken sie zu Tode«, meinte Captain Snow.

»Wenn Sie dieses Jahr ernten wollen, ist es für Sie am besten, wenn Sie hinaufgehen und arbeiten«, knurrte Lumberkin über einer Schüssel Brei.

»Nimm George mit, und wenn ich die englischen

Streitkräfte an den Niagarafällen erkundet haben werde, helfe ich dir«, schlug Carl vor.

George sagte: »Ich möchte schon. Ich muss aber nach Fort Stanwix.«

»Warum?«, fragte Captain Snow.

»Nun, ich komme aus Albany. Mein Vater ging im vorigen Jahr fort und versprach, im Herbst zurückzukommen. Bis heute haben wir noch nichts von ihm gehört.«

George sah, wie Carl sich aufrichtete und seine ganze Aufmerksamkeit auf eine Maisbrotscheibe richtete, die er mit Butter beschmierte.

Captain Snow beugte sich vor und starrte George an.

»Wie war doch dein Name?«

»George Lockan.«

»Und der Name deines Vaters?«

»Samuel Lockan.«

Wie ein Blitz schlug diese Antwort ein. Lumberkin sprang auf. Sein Gesicht blickte finster. Captain Snow schob seinen Teller beiseite. Sein Gesicht drückte offene Abscheu aus. Selbst Carl benahm sich seltsam.

»Du brauchst dir keine Mühe mehr zu geben, deinen Vater zu suchen«, sagte Lumberkin bitter.

Einen kurzen Augenblick lang durchflutete George Hoffnung. Aber im nächsten Moment stieß Captain Snow

seinen Stuhl zurück und erhob sich. Seine Augen blitzten zornig. Sein Backenbart bewegte sich auf und nieder, als er verärgert die Worte hervorstieß: »Dein Vater war letztes Jahr bei uns. Er hat sich als Vaterlandsverräter erwiesen. Er ist so schlecht wie Benedikt Arnold selbst. Dein Vater ist zum Feind übergelaufen!«

DIE EINSAME BLOCKHÜTTE

Gleich dem krachenden Donner eines Gewitters über dem Mohawktal hallten die Worte »*Dein Vater ist ein Verräter*« in Georges Kopf wider. Er konnte es nicht glauben. Benommen starrte er Captain Snow an. Das Gesicht des Mannes drückte Verachtung aus. Lumberkin grinste, als freute ihn Georges Unbehagen. Carl Ives sah ihn hilflos an. »Es tut mir leid, George. Ich hatte davon gehört.«

»Warum hast du mir aber nichts davon gesagt, Carl? Warum nicht?«

»Ich hatte nichts gesagt, weil ich mir nicht sicher war. Auch heute bin ich mir noch nicht sicher.«

George sah einen Schimmer von Hoffnung. Lumberkin zerstörte ihn sofort wieder. »Wenn Sie noch nicht sicher sind über Lockans Fahnenflucht, ich bin es! Der Mann kam vergangenes Jahr hierher. Ich kannte ihn schon früher. Schlank und dunkelhaarig wie der Sohn. Er half uns beim Bau des Forts und ging oft auf Kundenschaft aus. Immer fragte er nach der Treue der Siedler in diesem Gebiet. Da war noch ein Typ, Duncan Knore mit Namen. Wir haben immer angenommen, dass er es heimlich mit den Engländern hielt. Das haben wir Lockan erzählt, und bald wohnte er bei diesem Kerl.

Eines Tages hatten wir einen furchtbaren Angriff. Wir bliesen das Horn, um jedermann ins Fort zu rufen. Lockan und Knore kamen nicht. Nun, ich war neugierig zu sehen, was mit Lockan geschehen war. Ich machte mich also auf die Spur der Angreifer. Am Kanadafluss stieß ich auf sie. Und wer war unter ihnen, frei umhergehend? Lockan. Im Einvernehmen mit dem Feind, wenn ihr so wollt. Ich zielte auf den Kopf des Verräters und hatte den Finger schon am Abzug. Aber ich wusste, dass ich geliefert wäre, wenn ich's getan hätte, also ließ ich's sein. Ich dachte mir, dass mein Leben mehr wert sei als das dieses Stinktiers.«

Als Lumberkin seine Erzählung beendet hatte, nickte Captain Snow zustimmend. »Er spricht die Wahrheit. Der Mann ist ein Nichtsnutz.«

»Ich bin mir da noch nicht sicher«, beharrte Carl.

»Auch ich nicht«, fügte Watson hinzu. »Ich bin keineswegs überzeugt. Zugegeben, es ist eine seltsame Verkettung von Umständen. Aber es ist unfair, einen Mann zu verdammen, ehe er für sich selbst sprechen kann.«

»Selbst wenn Samuel Lockan sich des Verrats schuldig gemacht hat, halte ich zu George«, sagte Carl. »Er hat den Wagen sicher hereingebracht und riskierte seine Haut dabei. Außerdem wurde er vor Kurzen von einem Mann namens Kittel betrogen. Von Kittel und Hayn wurde er

gefangen gehalten und entkam schließlich. Jetzt frage ich euch: Würde ein junger Mann sich wohl vom Feind gefangen nehmen lassen, wenn er ihr Freund ist? Gewiss nicht.«

Lumberkin schnaufte: »Ives, Sie haben unrecht! Ich sage immer: Wie der Vater, so der Sohn! Ich kann euch sagen: Ich traue dem jungen Mann nicht weiter, als meine Muskete trägt.«

Wie immer brüllte Captain Snow. Seine Stimme tönte durch den Raum: »George Lockan, ich rate dir, Killypox so schnell wie möglich zu verlassen. Du bist hier nicht erwünscht. Diese Leute haben schon genug gelitten auch ohne den Sohn eines Verräters in ihrer Mitte. Schuldig oder nicht, deine Haut ist überall sicherer als hier.«

»Sind Sie nicht unfair, Captain Snow?«, fragte Mr Watson ruhig. »Sie können den Jungen nicht ohne Beweise verurteilen.«

»Ich trage für diese Leute die Verantwortung.« Captain Snow breitete die Hände über die Siedler aus, die offen ihr Missfallen über das Gehörte ausdrückten. »Männer, Frauen und Kinder sind getötet worden. Deshalb wollen wir nichts von Sam Lockans Sohn wissen, bevor seines Vaters Unschuld nicht bewiesen ist.«

George sah, wie viele Leute zustimmend nickten. Er erhob sich und ging in die Morgensonne hinaus. Carl

und Mr Watson folgten ihm. Er sah seine Freunde an und sagte: »Ich gehe noch heute Morgen. Ich will in die englischen Linien und jeden Fleck des Landes durchkämmen, bis ich meinen Vater frei weiß von diesen falschen Anklagen.«

»Warte, George«, bat Carl. »Warte. Auf diese Weise findest du deinen Vater nie. Die Wälder sind voller Vagabunden. Du würdest sofort deinen Skalp verlieren.«

»Hör zu, George«, sagte Mr Watson und legte George die Hand auf den Arm. »Meine Blockhütte liegt sechs Kilometer nördlich von hier. Dort ist viel zu tun. Ich brauche Hilfe. Komm mit mir. Ich gehe heute Morgen weg. Komm und hilf mir, das Land zu bestellen.«

»Tu es, George. Mr Watson hat recht. Ich muss morgen die Bewegungen der Engländer beobachten. Dabei halte ich die Augen nach deinem Vater offen. Renn jetzt nicht drauflos und verdirb alles«, bat Carl.

Die Männer hatten recht. George wusste es. Schließlich sagte er zögernd: »Gut. Ich gehe mit Ihnen, Mr Watson. Aber bei der ersten Gelegenheit, die sich bietet, gehe ich, um dieses Durcheinander zu entwirren. Ich würde es sonst nicht aushalten. Ich weiß: Mein Vater ist so treu wie George Washington selbst. Und wenn wir die Lösung finden, soll Captain Snow der Erste sein, der davon erfährt. Ich sage es ihm dann persönlich.«

»Dann wollen wir unverzüglich packen und zu meiner Blockhütte gehen«, schlug Mr Watson vor.

Mrs Watson und Maud bereiteten Proviant für zwei Wochen vor. Die Männer packten Decken, Äxte, Schaukeln, Hacken und Jagdmunition zusammen. In einer Stunde war alles fertig.

Sie gingen durch die Wälder. Die ausgiebigen Regenfälle hatten eine Unmenge Blumen hervorgebracht, die in herrlichen Farben leuchteten.

»Ich wollte die Ochsen mitnehmen. Carl sagte aber, das würde zu gefährlich sein. Also müssen wir mit der Hand aussäen«, sagte Mr Watson.

»Ich freue mich auf die Arbeit. Dann kommen keine trüben Gedanken«, erwiderte George.

Am Mittag rasteten sie an einer Quelle. Als der letzte Bissen aufgegessen war, lehnte Mr Watson sich an einen Baumstamm. »George, das war heute Morgen ein harter Schlag für dich.«

»Es war noch viel schlimmer. Ich bin so verzweifelt, dass ich am liebsten heulen würde.«

»Mir würde es genauso gehen«, gab Mr Watson zu. »Aber es gibt etwas, was du dir merken solltest. Hast du die Adlerschwinge gesehen, die sich Carl Ives auf seine Mokassins eingebrannt hat?«

»Ich habe sie gesehen.«

»Sie haben ihre Bedeutung. Carl hat es mir einmal erzählt. Er war oft so entmutigt, dass er vor sich auf den Boden gestarrt hat. Eines Tages las er in seiner Bibel und kam an eine Stelle in Jesaja, die ihm heute sehr viel bedeutet. Du hast sie sicher schon gelesen. Sie lautet: ›... die auf den Herrn hoffen, gewinnen neue Kraft; sie heben die Schwingen empor wie die Adler, sie laufen und ermatten nicht, sie gehen und ermüden nicht.« Deshalb hat sich Carl die Adlerschwingen in seine Mokassins eingebrannt. Wenn nun Mutlosigkeit ihn überwältigen und zu Boden drücken will, schaut er immer die Schwingen an und erinnert sich an den Jesaja-Vers. Es ist kein schlechter Gedanke, George.«

»Was bedeutet das, auf den Herrn zu hoffen, Mr Watson?«

»George, vor allen Dingen bedeutet es Gebet. Dann bedeutet es auch Geduld, bis der Herr das Gebet erhört.«

Beten und warten. George klammerte sich in seiner Verzweiflung an diese Worte.

»Wir wollen weiter, George«, sagte Mr Watson eine halbe Stunde später. Er stand auf und ging voran. »Ob wir die Blockhütte unbeschadet vorfinden werden?«

»Aber Lumberkin sagte doch, er habe sie erst vor Kurzem gesehen.«

»Ja. Aber seither gab es mehrere Überfälle.« Sie

schleppten sich eine Weile durch den Wald, bis Mr Watson auf einem Hügel anhielt. »Nun, ich habe mich geirrt. Sieh, dort drüben!«

Der Wald teilte sich in eine ebene Lichtung mit Ackerland. Auf der Südseite sah man einen schnell fließenden Bach. Nach Westen bildete der Bergwald einen natürlichen Schutz. Dem Bach gegenüber, in einer Entfernung von einigen Hundert Metern, sah George die Blockhütte stehen.

Das gerodete Land lag schwarz in der Nachmittags-sonne. Es versprach der Familie reiche Ernten. Mr Watson nickte zu den Feldern hin. »Vor Jahren stand dieses Land noch unter Wasser. Damals befand sich da ein Biberteich. Der Boden ist so gut, wie du ihn nur finden kannst. Nur vereinzelt standen Bäume da.«

Sie eilten ins Tal hinunter. George fand, nie einen geeigneteren Platz für ein Heim gesehen zu haben. Nur ein paar Meter entfernt von der Hütte erhob sich eine massive, zackige Felsklippe. Sie war mindestens fünf Meter hoch. Der fast senkrecht abfallende Hang war mit Gestrüpp und wildem Wein bewachsen.

»Ich habe die Hütte so gebaut, dass der Nebel über dem Bach uns nicht so leicht erreichen kann. Außerdem hält die Felsklippe im Winter den Nordwind ab.«

George deutete auf ein tiefes Wasserloch. »Gibt es hier auch Fische?«

»Komm mit. Wir wollen sehen, ob wir etwas fangen«, schlug Mr Watson vor.

George schnitt zwei Hickorybaum-Ruten zurecht, während Mr Watson unter den Steinen am Ufer Würmer suchte. Nach zehn Minuten waren sie an einen tiefen Teich gekommen. In der Mitte, neben einem Felsblock, warf George seine Leine aus. Gleich darauf schoss auch schon die Leine davon. Eine Bachforelle jagte wild umher, um vom Haken freizukommen. George holte sie ans Ufer und warf sie ins Gras.

»Ich glaube, das bedeutet, dass wir frischen Fisch haben, wenn wir ihn brauchen«, lachte Mr Watson. Einen Augenblick später bog sich die Rute des Missionars. Ein Mordskerl hatte angebissen. Mit einem Satz sprang die Forelle unter einen überragenden Baum. Die Leine verhaspelte sich und die Forelle war frei. »Wir bekommen sie eines Tages« brummte Mr Watson und befestigte einen neuen Köder.

Nach einer halben Stunde hatten sie vier Fische, jeder etwa fünfundzwanzig Zentimeter lang und gerade richtig für die Pfanne. Vor dem Essen knieten Mr Watson und George vor der Hütte nieder, um zu danken.

Georges Last schien leichter, als der Mann geendet hatte. Er dachte an die Männer im Fort und Georges Familie daheim. Am meisten aber war er getröstet, als

Mr Watson den Herrn bat, über Georges Vater zu wachen. Die Gewissheit der Gebetserhörung durchflutete ihn. Eines Tages, irgendwo, irgendwie würde man den Vermissten finden.

DIE HÖHLE

Tage anstrengender Arbeit folgten. Der Samen war in die langen Furchen gelegt, die George gezogen hatte. Mit den Ochsen wäre es leichter gewesen. Die Arbeit war aber nicht unangenehm, und das Untertauchen im kalten Bach jeden Abend war ein Hochgenuss.

Am Samstag kündigte Mr Watson an: »George, morgen in der Frühe gehe ich nach Killypox. Captain Snow bat mich, den Gottesdienst zu halten. Ich möchte die Gelegenheit nicht versäumen, allen zu dienen, so gut ich kann. Willst du mitkommen?«

»Lieber nicht. Ich möchte eine Begegnung mit Captain Snow wegen meines Vaters vermeiden. Ich bleibe hier. Am Bach möchte ich die Büsche roden, damit wir eine gute Schöpfstelle bekommen.«

»Wenn die Berichte gut sind, bringe ich meine Familie mit, wenn ich zurückkomme«, sagte Mr Watson. »Ich vermisse sie mehr, als ich sagen kann. Den Wagen bringe ich auch mit. Dann können wir die Fenster einsetzen und die Tür einhängen.«

Bei Sonnenaufgang war George allein. Mr Watson war schon fort, als die Frühlingsblumen am Bach ihre Kelche öffneten. Eine seltsame Stille hüllte das Heim ein. Sie

verwirrte den Jungen zunächst. Dann dachte er daran, dass er wirklich das erste Mal so weit von einem menschlichen Wesen entfernt war. Er fühlte die Spannung der Freiheit.

An den drei folgenden Tagen durchstreifte er die nähere Umgebung. Immer übte er sich dabei im Finden von Tierspuren und Vogelrufen. Was ihm unklar war, notierte er sich. Er wollte Carl bei der nächsten Begegnung fragen. Mit viel größerer Ruhe als am Anfang bewegte er sich durch die Wälder. Er war begeistert, als er eines Tages fast auf ein Wild trat. *Das heißt, ich habe mich so leise bewegt, dass es mich nicht hören konnte. Ich glaube, das ist ein gutes Zeichen*, dachte er.

Am Freitag bummelte er ums Heim herum. Er jätete und hackte den Mais, der schon die ersten Spitzen aus dem dunklen Boden streckte. Um einen Ahornstamm nahe dem Eingang baute er auch eine Bank. Als er damit fertig war, holte er seine Bibel hervor und las das ganze Johannes-evangelium, bis die Dunkelheit ihn zwang, aufzuhören.

Seit seiner Bekanntschaft mit Carl und Mr Watson fand er das Leben eines Christen bedeutend interessanter als er bisher angenommen hatte.

Am nächsten Vormittag erklimm er den steilen Hang hinter der Hütte. Die Steine, die er dabei ins Rollen brachte, fielen weit ab von dem schweren Rindendach.

Auf halbem Weg hinauf zur Klippe stieß er auf eine schmale Öffnung. So klein, dass er sich hindurchwinden musste. Im trüben Licht erblickte er einen Raum wie eine Höhle mit Felswänden etwa sieben Meter im Quadrat und zwei Meter hoch. Dazu ein Tunnel, der nach unten führte.

Diese Entdeckung fesselte George. Er holte eine dürre Fichtenfackel und leuchtete. Die Seiten bestanden aus ziemlich weichem, trockenem, pulvrigem Gestein. Er konnte an manchen Stellen seine Anfangsbuchstaben einkratzen. Zehn Meter tief führte der Tunnel, bis er zu einem anderen Gewölbe kam, das genauso hoch und trocken war. Da kam ihm ein Gedanke. *Ich glaube, dieser Raum liegt tiefer als die Hütte. Wenn ich vom Fußboden der Hütte aus einen Tunnel graben könnte, gäbe das ein schönes Versteck.*

Er lief zum Eingang zurück, den Hang hinunter zur Hütte. Mit der Axt bearbeitete er ein festes Eichenstämmchen und spitzte es an einem Ende scharf zu. Dann härtete er es im Feuer.

Nun wollen wir mal sehen. Hier will ich es zuerst versuchen. Er steckte die Spitze in den schmutzigen Fußboden und rammte dann den Pfahl ein. Einen Meter tief. Dann stieß er auf einen Felsen und kam nicht weiter.

Dann versuchte er es am anderen Ende der Hütte. Die Spitze drang wieder ein bis zu einem Meter. Wieder ging

es nicht weiter. George schlug mit aller Wucht zu. Der Pfahl spaltete sich. Ganz unerwartet schoss er plötzlich nach unten. *Ich muss durch sein*, dachte er.

Er stürzte aus der Hütte, den Hang hinauf zum Eingang der Höhle. Dort nahm er die Fackel mit und arbeitete sich durch den Tunnel. Genau in der Mitte des eingesunkenen Gewölbes sah er den Eichenpfahl liegen.

Beflügelt von dem Gedanken an einen Sicherheitstunnel machte er sich an die Aufgabe. Er fing oben an und grub den weichen Boden aus, bis die Schaufel auf das härtere, pulvrige Gestein stieß. Dann aber ging die Arbeit langsamer voran. George musste buchstäblich Zentimeter um Zentimeter weghacken.

Es war schon spät, als er endlich die etwa dreißig Zentimeter starke Schicht von weichem Sandstein durchbrochen hatte. Er baute eine Leiter, um das Loch passend zu machen, damit er durchkriechen konnte. Als er damit fertig war, hatte er ein Glücksgefühl, wie er es früher nie gekannt hatte.

Als er dann in die obere Höhle gekrochen war, um dort die Nacht zu verbringen, war er zufrieden und dankte dem Herrn für die Freuden des Lebens auch in der Wildnis.

Den ganzen Sonntag ruhte George in einer schattigen Schlucht in der Nähe des Baches. Er beobachtete einen

Finken, der seine Jungen fütterte. Eine Moschusratte hoppelte am Ufer entlang, gefolgt von drei kleinen Rattenbabys. Sie näherten sich George bis auf einen Meter vor seinen Mokassins. Da wurde ihm eines der größten Geheimnisse des Studiums der wilden Tiere bewusst: bewegungslos liegen bleiben, bis Tiere und Vögel seine Anwesenheit gar nicht mehr beachten.

Am Montagnachmittag jätete George das Bohnenfeld, als er in der Ferne Geräusche hörte. Er vermutete, es seien die Watsons, aber bevor er in eine Falle geriet, schlüpfte er in den Wald. Dann wurden jedoch die platten, stumpfen Mäuler der Ochsen auf der Lichtung sichtbar.

EIN BÄR TAUCHT AUF

Als George den Planwagen herannahen sah, erkannte er erst, wie einsam er sich seit Mr Watsons Weggang gefühlt hatte. Voller Freude lief er der Missionarsfamilie entgegen. Er nahm Mrs Watson ihr Kleines ab. Das Baby lallte zufrieden, als George es mit seinen schmutzigen Fingern kitzelte. »Sie kennt mich offenbar noch«, grinste er.

Mrs Watson und Maud betrachteten ungläubig ihre neue Heimat in der Wildnis. Mr Watson stand abseits, um ihre Gesichter studieren zu können. Maud brach zuerst das Schweigen. »Wirklich, Papa, das ist wundervoll! Es ist das schönste Fleckchen Erde, das ich je gesehen habe. Und der Garten! Sieh nur, die Saat ist schon aufgegangen. Und ebenso schön ist auch die Blockhütte. Oh, hier werde ich es lieben!«

Mrs Watson fügte lächelnd hinzu: »Es ist einfach herrlich. Ich fühle mich schon wie zu Hause.«

»Ich freue mich, dass es euch beiden gefällt. Und was meinst du dazu, George?«

»Ich glaube es auch. Auch Pam meint, es sei ein wirklich sehr schöner Platz. Seht doch, wie sie lächelt.«

»Sieh doch einmal hinter den Wagen, George. Da ist ein Geschenk für die ganze Familie.«

George war einen Augenblick verblüfft. Dann trat er auf die Seite und sah eine Kuh mit sanften, braunen Augen. »Großartig! Sie ist geradezu eine Schönheit.«

»Mehr als das. Sie bedeutet frische Milch, Butter und Käse. Nicht zu vergessen das Kalb, mit dem sie uns im Herbst erfreuen wird.«

»George, wir sollen dir von Carl ausrichten, dass er uns in ein paar Tagen besuchen wird.«

»Hat er etwas von meinem Vater erwähnt?«

»Nur, dass man bisher nichts Neues erfahren hat.«

»Oh.« Georges Stimme klang entmutigt.

Mr Watson mahnte: »George, denke an die Adlerschwinger.«

George zwang sich zu einem Lächeln und versorgte die Ochsen und die neue Kuh. Mr Watson führte seine Familie in die Blockhütte.

Plötzlich erinnerte sich George an die Höhle. Er ließ die Tiere im fetten Gras am Bachufer weiden und eilte zur Hütte.

»Mr Watson, ich habe eine Überraschung für Sie. Sehen Sie!« George schob den flachen Stein zur Seite, mit dem er das Loch im Fußboden bedeckt hatte. »Es führt zu einem großen Gewölbe. Von dort führt ein anderer

Tunnel schräg aufwärts in einen weiteren Raum in halber Höhe der Klippe. Ich habe es herausgefunden, als ich oben einen engen Höhleneingang entdeckte.« Die Familie schaute hinauf.

»Ich kann da oben nichts entdecken, das wie eine Höhle aussieht«, sagte Maud und steckte den Kopf zum Türeingang hinaus.

»Von hier kannst du es nicht sehen. Das ist ja das Beste daran. Wenn Angreifer uns vom Wald aus überfallen sollten, können wir uns in der Höhle verbergen. Wir bedecken die Öffnung hier in der Hütte mit der Felsplatte. Von oben aus sehen wir, was vor sich geht, ohne dass sie uns bemerken.«

»Also wirklich«, sagte Mr Watson. »Das ist das Beste, was mir je passiert ist. Wie bist du aber durch den Felsen gekommen?«

»Es ist weicher Sandstein. Ich bin mit der Arbeit an einem Tag fertig geworden.«

Mit Fackeln bewaffnet führte George die drei die Leiter hinunter.

Mr Watson war entzückt. »George, das ist schöner, als ich mir hätte träumen lassen. Nun, der Platz ist trocken genug. Wir können hier unsere Vorräte speichern. Sollte ein Angriff stattfinden, dann können wir uns hier wochenlang verbergen.«

Einige Tage später, an einem warmen, windstillen Tag, hackten George und Maud barfuß Mais. Da kam Carl von Killypox.

»Hallo, ihr Farmer!«, rief er.

»Hallo, Carl, ich freue mich so, dich zu sehen!«

»Auch ich freue mich, George. Ich kann aber nicht hierbleiben, wie ich ursprünglich vorhatte. Ich habe den Auftrag, am Oneidasee die Bewegungen einer Indianerhorde auszumachen.«

Carl unterhielt sich noch mit dem Missionar und seiner Frau. Dann winkte er allen zu und verschwand im Wald.

»Wow, ich wüschte, ich wäre wie er«, seufzte George.

»Er ist wirklich toll. So groß und stark und wie gut er sich auskennt«, stimmte Maud ihm zu, während sie weiterarbeiteten.

Nachdem sie den Mais gehackt hatten, half George Mr Watson, die kostbaren Glasfenster einzusetzen. Es war ein Luxus, den sich in dieser Gegend nur wenige Siedler leisten konnten. Die meisten Leute benutzten gefettetes Papier oder fein geschabtes Wildleder, um ein wenig Licht in ihre düsteren Blockhütten zu bekommen.

»Nun«, sagte Mr Watson, »wenn Angreifer kommen sollten, können wir die Rahmen in ein paar Minuten entfernen.« Die Eichentür wurde ebenfalls eingehängt. Nun schien die Hütte geschützt und fest.

Sie hatte drei Räume. Einen winzig kleinen für Maud und einen viel größeren für die Watsons und das Baby. Der dritte diente als Küche und zum Essen. Hier wollte Mr Watson auch für George ein Bettgestell einrichten. Er lehnte es aber ab.

»Die Höhle ist knochentrocken. Ich kann da gut schlafen.« Er schlief dort auf einem Lager mit einer Matratze aus Tannennadeln. Besonders in den heißen Nächten fand er die kühle Höhle äußerst bequem.

Ein paar Wochen später kündigte Mr Watson an: »George, ich vertraue dir meine Familie an. Ich gehe morgen nach Killypox, um zu predigen.«

George lachte. »Gern. Ich glaube aber, es gibt wenig zu tun. Seit einem Monat hat man hier nichts mehr von Angreifern gehört.«

Als Mr Watson fort war, schlug George vor: »Maud, ich habe bachaufwärts wilde Brombeeren entdeckt.«

»Gut. Ich werde Pam mitnehmen, damit sie an die Sonne kommt.«

»Aber seid vorsichtig«, warnte Mrs Watson. »Achte ja auf Pam. Du weißt, dass sie überall herumkriecht.«

»Mache ich«, versprach Maud beim Weggehen.

George nahm Behälter aus Birkenrinde mit für die Beeren und die Muskete, die Mr Watson ihm gegeben hatte.

»Wozu die Muskete, George?«

»Carl sagte einmal zu mir: ›Wenn du unvorbereitet weggehst, kann es dir passieren, dass du nicht wieder lebendig zurückkommst.‹ Also nehme ich sie für alle Fälle mit.«

Der Platz war nur etwa vierhundert Meter von der Hütte entfernt. Es gab so viele Beeren wie Schuppen auf einem Fisch. In kurzer Zeit waren vier Behälter randvoll.

»Mutter wird wahrscheinlich Marmelade für den Winter machen«, sagte Maud und ließ wieder eine Handvoll in ein leeres Gefäß fallen.

Pam spielte an einem sonnigen Hang unter ein paar Zwergzedern. George und Maud beobachteten sie dauernd.

»Wenn Vater, Mutter und Schwester hier wären, so würde das der schönste Platz auf der Welt sein«, sagte George zu Maud.

Ein tiefes Brummen vom Hügel her ließ beide in diese Richtung schauen.

Maud zitterte vor Angst. »Sieh, George, ein Bär!«

Ein großes, schwarzes Tier kam hinter einem Busch hervor voll ins Blickfeld. Es war nur drei Meter von dem Baby entfernt.

Auf Mauds Alarmruf setzte sich der Bär auf die Hinterfüße und starrte sie an. Verzweifelt blickte George zu

seinem Gewehr hinüber, das er sechs Meter entfernt an einen Baum gelehnt hatte.

Der Bär brummte und fiel wieder auf alle viere. Er schnüffelte Pam an, die so ein Interesse an dem gefährlichen Besucher zeigte, dass es einen schier verrückt machte. Sie gluckste und gurrte aus Angst vor dem Untier. Und doch kroch sie ihm entgegen. George rannte zu seinem Gewehr.

Der Bär, anscheinend verwirrt durch das furchtlose Baby, grunzte und wich zurück, als das Kind näher kam. George griff nach dem Gewehr, doch seine zitternde Hand stieß es zu Boden. Bei diesem Klang richtete der Bär sich mit einem drohenden Grollen wieder auf. Dann ließ sich das schwere Tier wieder auf seine Füße fallen und trabte George mit erstaunlicher Schnelligkeit entgegen. Er ergriff seine Muskete und zielte eilig.

»Ein Schuss, und nur einer«, sagte er laut. Er drückte ab. Der Schuss krachte mit ohrenbetäubendem Lärm durch die Wälder. Der Bär brüllte auf. Mit seiner großen gepolsterten Vordertatze versuchte er, das merkwürdige Stechen im Auge wegzuwischen. George schoss zum zweiten Mal und erlöste den Bär von seinem Leiden.

Maud hatte Pam hochgenommen und drückte sie an sich. »Oh, was wäre geschehen, wenn du nicht getroffen hättest!«

»Schlimmer als das. Was wäre geschehen, wenn ich die Muskete in der Hütte gelassen hätte? Bei diesem Gedanken überläuft es mich kalt.«

Pam krabbelte wieder auf dem Boden herum und kroch zu dem Bären. Sie grub ihren Kopf in das weiche Fell. »Sieh nur, sie weiß gar nicht, in welcher Gefahr sie geschwebt hat!«, rief Maud aus.

George trocknete sich die feuchte Stirn. »Nun, ich weiß es jetzt umso besser, glaub mir.«

AUF DER JAGD

Am 3. Juli sandte Captain Snow Scout Lumberkin zu den Watsons. Sie sollten zusammen mit den anderen Siedlern ins Fort kommen. Der Captain hatte erfahren, dass von Kanada aus ein großer Raubzug von Engländern und Indianern unternommen werden sollte. Carl Ives war nach Norden gesandt worden. Er sollte Stärke und Ziel der Truppen auskundschaften.

George war noch immer bei allen, außer bei Carl und den Watsons, unwillkommen. Er blieb daher in der Hütte zurück. Alles – auch die Fenster und Lebensmittel – brachte er in die Höhle. Neun Tage war er allein. Er überlegte, was er anfangen könnte. Die Zeit schlich dahin, langsamer, als wenn eine alte Schildkröte einen steilen Hügel hinaufkriecht. Er fühlte, dass er die Suche nach seinem Vater nicht länger aufschieben sollte.

Doch was konnte er tun? Wohin sollte er gehen? Nicht eine Spur hatte sich auf Carls Fahrten gefunden. Er konnte nur warten und den Herrn um Hilfe bitten.

Am 12. Juli kamen die Watsons mit der Kuh zurück, die sie wieder hinten am Wagen angebunden hatten.

»Letzte Nacht war Carl Ives da. Die Streitmacht ist in östlicher Richtung nach Albany gezogen. Man befürcht-

tet, dass sie einen Angriff in dieser Richtung planen«, führte Mr Watson aus.

»George, heute Abend kommt Carl, um dich zu besuchen. Er will ein paar Tage bei uns ausruhen«, fügte Mrs Watson hinzu.

Sie setzten die Fenster wieder ein und brachten ein paar Sachen in die Blockhütte. Das meiste ließen sie in der Höhle. Carl kam gerade zur Zeit des Abendessens an.

»Setz dich dazu, Carl«, lud Mrs Watson den Scout ein.

»Es tut gut, wieder einmal an einem Tisch zu essen. Wenn man immer nur trockenen Mais und Dörrfleisch isst, vergisst man seine Tischmanieren«, sagte der Scout und ließ sich müde auf die Bank nieder.

Man beugte die Köpfe. Mr Watson dankte. »Herr, wir setzen unser Vertrauen auf dich und danken dir für diese Gaben. Segne sie an uns und mach uns zum Dienst für dich bereit. In Jesu Namen. Amen.«

Nach dem Essen zeigte George Carl die Höhle.

»Oh, das ist einfach wunderbar. Fast todsicher, solange niemand es weiß. Sag keinem Menschen davon, sei er rot oder weiß. Solche Geheimnisse haben sich schnell herumgesprochen.«

Am nächsten Morgen, noch bevor die Watsons auf waren, noch bevor Dolly, die Kuh, munter war, gingen

George und Carl am Bach entlang. Sie hatten sich Angelruten aus Hickoryschösslingen geschnitten und fingen eine riesige Forelle.

»Die bringt mit Sicherheit um die acht Pfund auf die Waage!«, freute sich George.

»Nun, dieser Fisch reicht auf jeden Fall für ein Festessen«, sagte Carl. »Lass uns nach dem Frühstück auf ein Stück Wild Jagd machen. Ich habe Appetit auf ein saftiges Steak.«

»Großartig. Ich wollte dich schon Verschiedenes über Fährten fragen.«

Der Fisch zischte in der schwarzen Eisenpfanne. Mrs Watson würzte ihn mit Salz und frischer Butter.

George und Carl saßen am Eingang. Sie konnten es nicht abwarten und sog den verlockenden Duft ein. Pam kroch umher. Sie steckte ihre Nase in alles, was sie erreichen konnte. Maud kochte Kaffee und Mr Watson las laut das 35. Kapitel des Buches Jesaja.

»Es ist seltsam, wie dumm manche Leute sind. Nur immer dem Gewinn nachzujagen. Mögen sich andere ein Vermögen erwerben. Mir bedeutet das nichts. Lieber habe ich Zeit zum Nachdenken. Zeit für Gott, den Schöpfer des Alls.«

Nun erfüllte die gebratene Forelle die Luft mit ihrem guten Duft.

»Sie wurde für uns in den Teich gesetzt, damit wir sie fangen und heute Morgen essen sollten«, sagte Carl nachdenklich.

»Sehe ich auch so«, nickte Mr Watson. »Wer sich die Zeit nimmt, den Herrn ernstlich zu suchen und nach seinem Wort zu leben, der wird im Leben klarkommen. Der Stachel des Todes ist hinweggetan. Nehmt das Kapitel, das ich eben gelesen habe. Die Verheißungen gelten für die Zukunft. Sie gelten aber auch uns in dem Maße, wie wir den Herrn lieben.«

George stellte eine Frage, die ihm schon lange auf dem Herzen lag. »Ich bin jetzt seit einem Jahr Christ. Oft aber habe ich Sorgen und werde auch öfters versucht, besonders in meinen Gedanken. Ob wohl einmal eine Zeit kommt, wo ich von diesen Dingen frei bin?«

Mr Watson antwortete: »George, das Leben eines Christen ist ein Kampf. Satan versucht immer, dich zu unterdrücken. Er tut das jeden Tag deines Lebens. Aber es kommt eine Zeit, in der diese Anfechtungen verblassen und in den Hintergrund treten. Dann wird dein Glaube reifer. Du wachst in der Gnade und Erkenntnis des Herrn.«

Carl fügte hinzu: »Ich kenne deine Gefühle auch, George. Es ist beunruhigend zu sehen, wie schlecht wir sind. Aber der Herr Jesus hat uns errettet. *Er* ist unser Friede. Ihm dürfen wir getrost alles überlassen. Er ist

besorgt um uns. Die beste Regel für ein glückliches Leben ist: Bete und lies täglich deine Bibel. Das hat mich von vielen falschen Gewohnheiten und Gedanken geheilt und heilt mich noch.«

»Das Frühstück ist fertig«, sagte Maud und schnitt damit jede weitere Unterhaltung ab. George war zufrieden. *Wenn zwei Männer wie Mr Watson und Carl zu Gebet und Bibellesen raten, ist es auch für mich gut.* Diese Männer waren reife Christen und legten durch ihr Leben Zeugnis dafür ab, dass Jesus in ihnen lebte.

»Nun, George, es gibt viel Wild in diesen Wäldern. Es kann sich aber leicht verbergen«, sagte Carl nach dem Essen.

Eine Stunde später schritten sie am Bach entlang. »Wir müssen verstehen, Spuren zu lesen und herauszufinden, wo ein Wild getrunken hat. Von da an müssen wir uns lautlos weiterbewegen.«

Eine sandige Stelle zeigte Spuren, die denen von Wildschweinen ähnlich sahen.

Doch Carl flüsterte: »Es war eine Ricke mit zwei halb erwachsenen Kitzen. Du suchst die Fährte. Ich folge dir. Schieß das größte Kitz!«

George bewegte sich durch das Unterholz. Die gegabelten Abdrücke ließen sich in dem weichen Sand mühelos verfolgen. Die Spur führte einen Hang hinauf.

Carl ging voraus und prüfte den Wind, um festzustellen, ob das Wild sie wittern konnte.

»Der Wind kommt vom Wild zu uns herüber. Das ist gut. Ihr Geruchssinn ist besser als ihr Sehvermögen. Wenn der Wind ihnen unseren Geruch zuwehen würde, müssten wir aufgeben«, flüsterte Carl.

Im Wald übernahm George wieder die Führung. Eine farnbewachsene Lichtung tauchte zu ihrer Linken auf. Die Spuren führten hinein. Carl legte die Hand auf Georges Schulter, um ihn zurückzuhalten. Dann studierte er die Lichtung.

Langsam hob er die Hand und deutete auf eine ferne Anhöhe. Fünf Minuten lang sah George hin. Er sah nichts. Schließlich fesselte eine winzige Bewegung sein Auge. Wieder bewegte sich etwas. Endlich konnte er den Kopf einer Ricke mit dunkelbraunen Augen ausmachen. Die schlagende Bewegung kam von ihrem Ohr, wenn sie Fliegen abwehrte.

Zur Rechten der Ricke sah er eine andere Bewegung. Ein Kitz drehte den Kopf, um sich am Hinterteil zu lecken. Das andere war nicht zu sehen. Wahrscheinlich war es hinter der Mutter verborgen.

Langsam hob er das Gewehr. Der Kolben streifte einen Ast. Die Ricke sprang davon. George zielte schnell auf das

Kitz und schoss. Es lief unverletzt weg. Da dröhnte Carls Gewehr und das Tier sank zu Boden.

»Du hast dich gut gehalten, George. Du hast die Fährte über unwegsames Gelände verfolgt. Du musst aber deine Bewegungen noch sorgfältiger beherrschen. Ein einziger Fehler könnte eines Tages Hunger bedeuten«, sagte Carl, als er dem Tier das Fell abzog.

»Sie waren sehr schlecht zu sehen.«

»Natürlich. Deshalb musst du deine Augen gebrauchen lernen. Im Wald zu Hause zu sein ist mehr, als wilde Kaninchen oder Eichhörnchen zu jagen. Um das zu können, musst du jede Spur erforschen und kennen. Wenn nicht, dann lerne es. Halte jeden Vogelruf, jede Tierstimme auseinander. Vom Quieken der Maus bis zum Geheul des Luchses. Lerne die Namen der Bäume und Blumen. Jede Schlange, jeden Fisch musst du kennen. Verwirrt dich etwas, dann frage jemand, der sich auskennt. Aber interessiere dich für alles.«

George rollte die Rehhaut zusammen. Carl trug das Tier auf der Schulter.

Daheim rissen sie die Hüttentür auf und Carl rief: »Wir haben ein Reh!«

Mrs Watson und Maud legten beide den Finger an die Lippen: »Pschtsch. Das Baby schläft gerade.«

Carl blieb sofort stehen und ging dann auf Zehenspitzen hinein. Ganz leise auf dem harten Fußboden. George lächelte innerlich über diesen Berg von einem Mann. So leichtfüßig ging er hinüber zum Bettchen und betrachtete liebevoll die rotbackige, fest schlafende Pam. Die Fäustchen lagen auf der Kaninchenfelldecke. Die warme Zärtlichkeit in den Augen des Scouts verlieh ihm nur noch mehr Respekt.

DIE AXT IST VERSCHWUNDEN!

Der August mit seinen heißen Tagen war gekommen. Der Mais reifte fast über Nacht. Bohnen und anderes Gemüse gediehen in dem schwarzen Boden.

»Die meisten Siedler haben das Fort wieder verlassen und sind auf ihre Farmen zurückgekehrt«, erzählte Mr Watson eines Montags, als er tags zuvor dort zur Predigt gewesen war. »Überall im Tal gedeihen die Ernten. Man ist sogar guter Hoffnung, dass die Überfälle zu Ende sind. Aus den anderen Teilen des Landes kamen Berichte. Mal hatten die Engländer eine Schlacht gewonnen, mal die Festlandsarmee der Siedler.

»Wenn der Krieg gewonnen ist und die Indianer und Engländer geschlagen sind, wird das Land hier dicht besiedelt werden. Jetzt ist hier nur eine Blockhütte innerhalb von elf Kilometern. So bald wie möglich möchte ich eine Kapelle errichten. Wo Ortschaften und Städte wachsen, muss auch ein Ort der Anbetung sein. Ein Ort, von wo aus die frohe Botschaft vom ewigen Leben verkündigt wird«, sagte Mr Watson eines Tages bei Tisch.

Der Missionar hatte ein Pfund Ahornzucker mitgebracht. Gleichmäßig wurde er verteilt. Er war ein Hochgenuss, denn Süßigkeiten waren seltene Lecker-

bissen. Pam kroch mit ihrem kleinen Stückchen hinaus in die Sonne vor die Tür und knabberte mit zufriedennem Brabbeln an dem Zucker.

»Seht doch die vielen Bienen an dem Stück, das Pam hat fallen lassen«, rief Maud aus.

»Ich nehme an, sie möchten auch etwas von dem Ahornzucker«, meinte Mr Watson.

»Honig!«, rief George plötzlich. »Wo Bienen sind, muss es auch Honig geben.«

»Wie meinst du das, George?«, fragte Maud.

»Ich meine, diese Bienen müssen ein Heim haben. Dieses Heim wird voller Honig sein. Und Honig würde uns guttun auf das Maisbrot und zum Süßen.«

»Und wie willst du ihn finden?«, fragte Mr Watson.

»Ich habe es noch nicht ausprobiert. Nur gehört, wie es gemacht wird. Man beobachtet, in welcher Richtung eine Biene fliegt und folgt ihr, solange es geht. Dann bleibt man stehen und hält etwas Süßes in der Hand, bis eine Biene es findet. Man folgt ihr wieder ein paar Hundert Meter weit und wiederholt das Verfahren, bis man den Baum mit Bienen findet.«

»Lass es uns versuchen«, schlug Maud vor. »Sie fliegen alle genau nach Westen«, entschied George, nachdem er verschiedenen Bienen nachgeblickt hatte. Sie hatten etwas von dem Zucker als Köder mit sich genommen.

»Ich habe gehört, dass eine Biene auf dem Heimweg immer geradeaus fliegt. Wir können also ein paar Hundert Meter weitergehen.«

Dann schmierten sie etwas Zucker auf ein Stück Rinde.

»Hier ist eine«, wisperte Maud. Die Biene kam herbei und holte sich von dem Zucker. Dann summte sie davon in Richtung der anderen.

»Wir sind auf der richtigen Spur.« George stolperte durch das Unterholz und hielt plötzlich an. Er grinste entschuldigend. »Ich habe Carls erstes Gesetz vergessen: Immer ganz ruhig sein!«

Nach einer Stunde langsamer Arbeit und fast zwei Kilometern kamen sie an einen Mammutbaum. Bienen! Es schien, als wären es Millionen, die da hin und her summten. Sie flogen durch eine winzige Ritze in sieben Meter Höhe ein und aus.

George suchte einen Stein und warf ihn an den Stamm. Es gab einen hohlen, dumpfen Ton. »Ich dachte es mir. Mammutbäume sind oft kernfaul, wenn sie alt werden. Dieser ist hohl. Das erleichtert unsere Arbeit.«

»Aber wie?«, fragte Maud.

»Wir gehen zurück zur Hütte und holen die Axt. Ich schlage ein Loch. Dann zünden wir ein Feuer an und bedecken es mit grünen Blättern. Der Rauch steigt nach

oben und betäubt die Bienen. Dann haue ich den Baum um, und der Honig gehört uns.«

Sie sausten beide durch den Wald zurück.

»Nimm alle Eimer und Behälter, Maud. So viele, wie du tragen kannst«, rief George. Er hatte sich die Axt in den Gürtel gesteckt und trug eine Pfanne mit glühenden Kohlen. *Mit den Kohlen wird es schneller gehen, ein Feuer zu entfachen*, dachte er.

Eine halbe Stunde später brannte ein lebhaftes Feuer im Innern des hohlen Baumes.

»Jetzt grüne Blätter darauf, Maud.«

Dann wurde das Loch zugestopft. Der Rauch stieg nach oben. Eine Rauchfahne trieb vom Loch aus hinauf.

»Sieh nur, die Bienen kommen nicht mehr heraus«, rief Maud. »Sie gehen alle hinein.«

»Ich glaube, wir können ihn umhauen.« George schwang die Axt. Das Holz war weich und markig. Die scharfe Axt fuhr tief hinein. Als der Baum zu zittern begann, sprang George zurück.

»Fliegen noch viele Bienen hinein, Maud?«

»Fast keine mehr.« Daraufhin arbeitete George weiter. Der Baum wankte wie ein unsicherer alter Mann im Sturm. Mit ungeheurem Krachen stürzte er zu Boden und spaltete sich dabei bis zum halben Stamm hinauf.

Mit einem Freudenschrei entdeckten George und Maud die dicke goldene Masse in der Honigwabe. Überall saßen Bienen, aber untätig. Mit Rindenstreifen schaufelten George und Maud den Honig in die Behälter.

»Au«, stöhnte George. Er rieb sich den Hals. Eine Biene hatte ihn gestochen.

»Ich glaube, sie hält nicht viel von unserem Beutezug«, sagte Maud lachend.

»Der Rauch zieht ab, und die Bienen kommen wieder. Lass uns das Feuer noch einmal anfachen.« Dann ging die Arbeit weiter. Die Eimer waren gefüllt. Noch immer lag Honig in dem offenen Stamm.

»Komm, wir tragen das hier zurück und holen Dollys Melkeimer«, schlug Maud vor.

Sie gingen durch die Wälder heim. Jeder trug eine Last Honig. Daheim fanden sie außer dem Melkeimer noch drei weitere Behälter. Diesmal konnten sie den ganzen Honig einsammeln.

Mr Watson schätzte die Menge auf über hundert Pfund. So saßen sie um den Tisch und genossen den Honig auf Maisbrot, dazu sahnige Milch.

»Das war mein schönstes Essen«, rief Maud aus.

»Oh«, sagte George, »ich habe meine Axt vergessen! Ich muss noch einmal hin!«

»Ich gehe mit dir«, schlug Maud vor.

»Nein, Maud, ich gehe allein. Ich laufe schneller und kann dann noch bei der Arbeit helfen.«

George rannte zum Baum und schaute sich nach der Axt um. Sie war nicht mehr da. Er suchte den Boden ab, lief im Kreis herum. Plötzlich ließ er sich auf die Knie nieder.

Eine Mokassinspur! Kleiner als meine und frisch! Ein Indianer war hier! Er bewegte sich vorsichtig und machte die Spur ausfindig. Sie führte bis zum Bach und bog dann nach Westen ab. Er verfolgte sie hundert Meter weit. Als dann die Abendschatten länger wurden, lief er wieder zurück und nahm die Spur des Indianers vor dem Baum wieder auf. Sie führte im Bogen in Richtung Blockhütte. Er entdeckte eine Stelle im Wald, wo der Indianer sich verborgen hatte. Von da konnte man das Heim der Watsons gut sehen.

Zitternd vor Aufregung rief er Mr Watson und zeigte ihm, wo der Indianer gewesen war.

»War es nur einer?«, fragte der Missionar.

»Ja. Es war aber der Kundschafter einer größeren Bande. Er könnte vielleicht gerade jetzt die anderen zum Haus führen«, erklärte George. Er dachte daran, wie Carl ihm ihre Gebräuche beschrieben hatte.

»Dann wollen wir schnell in die Höhle!« Sie rann-
ten zur Hütte und weihten die anderen ein. Geschwind
waren die Fenster herausgenommen und versteckt.

Maud nahm die Essensvorräte ab. Sie stand am Fuß der Leiter im Versteck. Dann kamen die Decken und Kochgeräte und alle anderen Dinge dran.

George schob den Wagen den Hang hinunter zum Bach in ein tiefes Wasserloch. Dolly und die Ochsen führte er in den Wald und klopfte ihnen auf die Schenkel, um sie davonzujagen. *Besser, sie verlieren sich im Wald, als dass die Indianer sie abschlachten.*

Dann eilte er zurück zur Hütte und fand sie so leer und verlassen vor wie bei seiner Ankunft. Mr Watson brachte eine weitere Menge Wasser als Vorrat.

George betrat als Letzter das Loch im Fußboden und deckte es mit dem Stein zu, der das Geheimnis verbarg. In der Höhle machten sie es sich so bequem, wie es die Dunkelheit erlaubte.

»Wir sind in der Hand Gottes. Deshalb wollen wir keine Angst haben. Er hat uns zugesagt, dass wir im Schatten seiner Flügel geborgen sind. Er sorgt für uns wie die Glucke für ihre Küken. Was auch kommen mag, denkt daran!«, sagte Mr Watson leise und eindringlich.

»Sicher war es Gott, der Maud und George zu dem Bienenhaus führte. Der Herr war es auch, der George die Axt vergessen ließ. Wenn das nicht gewesen wäre, hätten wir nie von der Anwesenheit des Indianers erfahren«, fügte Mrs Watson hinzu.

Jetzt sprach George. »Ich danke dem Herrn, dass ich einen so geübten Scout wie Carl Ives kennenlernen durfte. Er hat mich das Spurenlesen gelehrt. Ohne ihn hätte ich es nie geschafft.«

»Wenn ihr alle dem Herrn dankt, will ich es auch tun«, warf Maud ein. »Ich möchte ihm dafür danken, dass er George die Höhle finden ließ, und für die hundert Pfund Honig.«

Dann bat Mr Watson den Herrn Jesus, für sie zu sorgen.

George meinte: »Ich gehe jetzt zum Höhlenausgang. Noch ist es ein wenig hell. Sie können vor dem Dunkelwerden schon hier sein.«

Mr Watson sagte: »Ich gehe mit.«

Von der Öffnung der Höhle aus konnten sie die Blockhütte direkt unter sich liegen sehen. Da waren das Maisfeld und die Gemüsebeete. Träge floss der Bach dahin. Aber etwas beunruhigte sie. Dolly, die Kuh, war aus dem Wald herausgekommen und lief auf das Maisfeld zu.

»Wir können sie nicht zurückjagen. Die Indianer könnten unser Versteck ausfindig machen.«

Dolly kam bis zur Hüttentür und schnupperte neugierig. George nahm einen losen Felsbrocken und warf ihn hinunter. Er hatte gut gezielt. Unwillig schnaubend drehte sie sich um und lief wieder in den Wald. Diese

Gefahr war gebannt. Das Licht der untergehenden Sonne färbte die Baumspitzen bernsteinfarben.

Es wurde dunkel. Noch immer kein Angreifer. Als sie nichts mehr sehen konnten, krochen George und Mr Watson zurück zu den anderen und hüllten sich für die Nacht in ihre Decken.

Ein paarmal wachte George auf und lauschte gespannt. Er hörte aber nichts und schlief wieder weiter. Als Pam sich bewegte und weinte, dämmerte der Morgen. Wenn es nach ihnen ginge, hätte es auch Mitternacht sein können, so dunkel war es in der Höhle.

George kroch zur Öffnung und blickte umher. Schwere Nebel hing über Feld und Bach. Schon strahlte aber die aufgehende Sonne. Der blaue Himmel droben versprach einen herrlichen Tag. Aufmerksam prüfte er die Wälder. Er fand aber nichts Verdächtiges.

»Da draußen ist es so ruhig und friedlich wie ein schlafendes Kätzchen«, berichtete er den anderen.

»Nach dem Frühstück beobachte ich mit dir«, sagte Mr Watson.

»Und ich«, fiel Maud ein.

»Es scheint, Mutter, als wenn du mit Pam hierbleiben müsstest. Hoffentlich verhält sie sich ruhig«, meinte Mr Watson.

Das Frühstück bestand aus Maiskuchen mit Honig und Milch. Mr Watson sprach über den 23. Psalm.

Als sie draußen in das helle Sonnenlicht blickten, war es etwa 8 Uhr. Kein Windhauch bewegte den Mais. Ruhig floss der Bach dahin.

Unvermittelt ließ ein Blauhäher seinen Schrei erschallen. »Carl sagte mir, ich sollte immer versuchen, herauszufinden, warum ein Blauhäher oder eine Krähe schreien, wenn sie auf diese Art rufen. Ich glaube, sie sind durch die Indianer erschreckt worden.«

DER ÜBERFALL

George beobachtete den Westrand des Waldes, der sich wie eine Wand hinter dem wogenden Maisfeld erhob. Er hörte das schrille Kreischen eines Eichhörnchens. Er sah, wie es an einem Baum hinaufflitzte. Da wusste er, dass etwas bevorstand.

Eine bronzefarbene Hand schob einen überhängenden Ast beiseite. Ein gelb angemaltes Gesicht, mit großen Ringen um die Augen, starrte ihnen zwischen Blättern entgegen.

»Seht!«, keuchte George.

Maud und ihr Vater folgten seinem Blick. Maud hielt den Atem an und griff nach seinem Arm.

Der Indianer untersuchte die Blockhütte und winkte jemandem. Ein weißer Mann tauchte neben ihm auf und sah sich das Gebäude an.

George untersuchte wieder den Wald. Drei Meter entfernt tauchte ein anderes Gesicht auf. Und noch eins. Schließlich konnte er fünf ausmachen. Maud und Mr Watson sahen sie auch. Maud schlüpfte in den Tunnel zurück. George wusste, dass sie es der Mutter erzählte.

Eine halbe Stunde verging. Die Angreifer standen still wie Bäume. Der weiße Mann verschwand. Ein weiterer Indianer erschien.

»Sieh nur, George. Sie zünden ein Feuer an.«

George sah eine winzige Rauchfahne aufsteigen. Die Indianer wurden dreister. Einer kam voll in Sicht und lief dann wieder zum Feuer zurück. Dann kam er mit Pfeil und Bogen. Der Pfeil war an der Spitze mit einem brennenden Büschel aus trockenem Gras umwickelt.

Der Indianer bückte sich, zielte und ließ den Pfeil fliegen. Er fiel drei Meter zu kurz. Ein anderer Indianer erschien mit brennendem Pfeil auf dem Bogen. Dieser Pfeil klapperte auf das Rindendach und fiel herunter.

Drei weitere Krieger traten vor und ließen ihre Pfeile schwirren. Zwei fielen harmlos auf den harten Boden vor der Tür, ohne Schaden anzurichten. Einer landete auf dem Dach. Dieser eine genügte. Das Dach fing Feuer. Eine Flamme züngelte und kroch langsam nach oben.

Maud kam zurück und hätte vor Schreck fast aufgeschrien, als sie sah, was vor sich ging.

George presste ihr die Hand auf den Mund.

Sie sahen, wie die Flamme wie ein großes, gelbes Ungeheuer am Dach entlangfuhr. George zitterte vor Wut. Warum musste diese Blockhütte niedergebrannt werden? Es würde lange dauern, sie wieder aufzubauen. Die

Flammen wurden größer. Sie hüpfen umher wie Hunderte von wahnsinnigen kleinen Ungeheuern. Die Asche flog zum Himmel empor.

Ein Teil des Daches stürzte ein. Das Feuer wütete weiter. Neun Indianer kamen bis auf etwa vierzig Meter heran. Sie trugen Musketen. George fiel ein, dass es wahrscheinlich die Musketen waren, die ihnen der Verräter Kittel verkauft hatte.

Er wusste: Die Indianer erwarteten die Siedler. Sie wollten sie ermorden, wenn die Hitze sie herausgetrieben hatte. Schaudernd dachte er daran, was geschehen wäre, wenn er nicht die Höhle gefunden hätte.

Die Baumstämme der Blockhütte fingen Feuer. Sie sandten Hitzewellen empor und glühende Holzteile. Georges Augen brannten. Seine Nase begann zu stechen, aber er konnte den Blick nicht von der Zerstörung unten abwenden.

Immer mehr Indianer kamen aus den Wäldern. Zwei- unddreißig im Ganzen. Dazu vier weiße Männer. Einer von ihnen war Kittel. Sie beobachteten das Feuer, bis die Wände eingestürzt waren. Nur ein paar Stämme, verkohlt und trostlos, zeigten an, wo ein Heim gestanden hatte.

»Sie müssen von unserem Kommen gewusst haben«, sagte ein schlanker Mann.

Kittel grunzte. »Wenn sie drin wären, hätten sie es schon ein bisschen warm. Zu schade. Ich habe den Rothäuten ein paar Skalps für ihre Mühe versprochen.«

George fühlte, wie ihm das Blut in die brennenden Wangen stieg. Wie konnte nur jemand so teuflisch sein!?

»He, sagen Sie Ihren Freunden, sie sollen ausschwärmen und sehen, ob sie etwas brauchen können«, befahl ein großer Mann in Uniform.

Kittel rief die Indianer heran und übersetzte den Befehl in die Mohawksprache. Mit einem seltsamen, widerwärtigen Schrei verschwanden die Indianer.

Plötzlich betrat einer der Ochsen brüllend die Lichtung. Der beißende Rauch störte ihn. Die Indianer hoben ihre Büchsen. Sie feuerten mindestens zwanzig Schuss ab. Der Ochse stürzte.

Der Lärm schien Pam erschreckt zu haben. George hörte ihr Schreien hinten in der Höhle. Er beobachtete die Männer unten. *Herr, hilf, dass sie nichts hören!*

Die Schreie der Indianer übertönten aber Pams klagende Stimme.

Sie umringten das gefallene Tier. Mit fliegenden Tomahawks häuteten sie es und schnitten sich große Stücke Fleisch heraus.

»Ich denke, wir haben Glück. Mit vollen Bäuchen sind

diese Idioten nicht so schwer zu bewältigen. Lasst uns auch ein Stück Fleisch holen.«

Der weiße Mann ging hin. Auf ein Wort von Kittel traten die Indianer zur Seite, bis sich die Engländer bedient hatten. Sie spießten die Steaks auf zugespitzte Hölzer und drängten sich um das noch schwelende Feuer, um das Fleisch zu braten. George hoffte, dass der andere Ochse und Dolly nicht aus dem Wald hervorkommen würden.

Nach dem Essen ließen sich die Indianer nieder. Einige unterhielten sich in ihrer Muttersprache. Andere schliefen. Zusammengerollt wie die Hunde lagen sie auf dem Boden.

Die weißen Männer saßen auf der Bank unter dem Ahorn. Ihre Stimmen drangen hinüber zu George und Mr Watson.

»Kittel, sagen Sie ihnen, sie sollen das Maisfeld anzünden.«

Der fette Mann gehorchte. Drei Indianer suchten flache Steine. Darauf legten sie glühende Asche und warfen sie gegen die erste Reihe Maisstängel. Der Mais war aber noch zu grün und fing kein Feuer.

»Preis dem Herrn!«, hörte George Mr Watson murmeln.

»Hat keinen Zweck, Captain«, sagte Kittel.

»Nun, sie werden ihren Hals nicht riskieren, nachdem wir den Überfall hier beendet haben.«

»Hört her, es wird spät. Wenn ihr Killypox überfallen wollt, sollten wir lieber weiterziehen«, schlug ein kleiner, gedrungener Mann vor.

»Ich bezweifle, dass diese Familie wusste, wie stark wir sind. Wahrscheinlich waren sie ein wenig nervös und haben einen Besuch im Fort gemacht. Es hat aber keinen Zweck, diese Mohawks mit ihren vollen Bäuchen in Bewegung zu bringen. Ich bin dafür, zum letzten Nachtlager zurückzugehen und morgen in der Frühe aufzubrechen«, sagte Kittel zu den anderen.

»Auch ich bin dafür. Ich bin so müde, dass es mir egal ist, wer diesen scheußlichen Krieg gewinnt. Ich wünschte, ich wäre wieder in London«, klagte ein kleiner Mann mit hoher Stimme.

Kittel gab das Wort an die Indianer weiter. Sie erhoben sich von ihren Ruheplätzen. Ein großer, kräftiger Krieger nahm einen Stock und stocherte in dem Trümmerhaufen herum. Er hob einen vergessenen Zinnbecher auf und schrie vor Schmerz, als er sich an dem heißen Metall die Hand verbrannte. Ein anderer balancierte den Becher auf einer Stockspitze und tauchte ihn mit einem Freuden-geheul in den Bach. Dann rief er wieder, und die ganze Bande rannte zum Bach. Er zeigte auf das tiefe Loch, in das George den Wagen versenkt hatte. Mit einem Schrei liefen einige ins Wasser. Vergebens mühten sie sich ab

und zerrten an der Hickorydeichsel. Der Wagen stand, wo er stand. Das rechte Hinterrad war zwischen zwei Felsblöcken eingeklemmt.

George hätte fast vor Freude laut geschrien, als er die nutzlosen Bemühungen sah. Sie wollten ja alles zerstören, was ihnen unter die Finger kam.

Wieder kamen sie zum Feuer. Mit neu erwachtem Interesse suchten sie wieder nach vergessenen Bechern. Ein Krieger wühlte in der Asche direkt über dem Stein, der die Öffnung zur Höhle abdeckte.

Mr Watson keuchte: »Wenn er die Öffnung findet, sind wir verloren. Ich gehe hinunter zu Mary und den Kindern.«

Der Indianer vergaß alle Vorsicht. Er lief auf der Asche herum und schrie vor Schmerzen, als die Glut durch die dünnen Mokassins brannte. Die anderen brüllten vor Vergnügen, als der heulende Krieger zum Bach sauste und die Füße ins Wasser tauchte. Seine Nachforschungen hatte er vergessen.

»Schicken Sie zwei Scouts nach Killypox. Sie sollen feststellen, wie stark die Mannschaft ist und uns sofort Bericht erstatten. Die übrigen sollen unverzüglich ins Lager zurück«, sagte der Mann in Uniform.

Der gewichtige Verräter übersetzte die Befehle. Die Bande zog nach Westen ab.

George eilte zu den Watsons und berichtete über ihre Rettung im letzten Augenblick.

»Der eine Krieger wird noch eine Weile wunde Füße haben. Ihr hättet ihn sehen sollen, wie er hinter den anderen herhumpelte. Wie wenn ein Mann barfuß über ein Stoppelfeld läuft.«

»Ich bin froh, dass der Herr das Feuer heiß gemacht hat«, sagte Maud in die Dunkelheit hinein.

»Hört zu, wenn die Bande morgen das Fort überfallen will, müssen wir die Leute warnen!«, stieß George hervor.

»Meinst du, wir alle würden bis Killypox durchkommen?«, fragte Mrs Watson.

»Das würde zu lange dauern«, antwortete Mr Watson.

George hatte sich bereits entschieden. »Ich kenne den Weg und kann allein gehen. Wenn die Mohawks mich finden, kann ich ihnen entweichen. Außerdem werden die Indianer kaum wiederkommen, nachdem die Hütte niedergebrannt ist. Deshalb seid ihr hier sicherer als im Fort.«

Nur widerstrebend stimmte Mr Watson dem Plan zu. Er wusste aber, dass George recht hatte.

Mrs Watson packte Lebensmittel für George ein. Gleich darauf verließ er die Höhle und schlich den Hang hinunter. Nur einen Augenblick lang betrachtete er sorgenvoll die Ruinen.

Dann aber nahm er sofort die Spur der beiden Indianer auf. Sie war leicht zu verfolgen. Sie hatten sich keine Mühe gemacht, sie zu verwischen. *Wahrscheinlich sind sie müde, weil sie zu viel Ochsenfleisch gegessen haben. Vielleicht auch ärgerlich, weil sie ausgeschickt worden sind und sich nicht ausruhen können wie die anderen*, dachte George.

Nach dem Stand der Sonne war es wohl ungefähr 16 Uhr. Er konnte das Fort bequem vor Eintritt der Dunkelheit erreichen. Er hielt sich an die Abdrücke der Mokassins und folgte ihnen drei Kilometer. Dann kamen sie an den Fuß eines steilen Berges und bogen nach Osten ab, um den beschwerlichen Aufstieg zu vermeiden.

Ich würde drei Kilometer sparen, wenn ich über den Berg steigen würde. Die Kerle werden wahrscheinlich übernachten. Ich würde also nicht Gefahr laufen, ihnen aus Versehen in die Hände zu fallen.

George verließ die Spuren und stieg auf den bewaldeten Hang. Atemlos und müde kam er oben an. Auf einem umgestürzten Stamm ließ er sich nieder.

Im Süden sah er das starke Fort Killypox mit dem Blockhaus wie eine Schildwache über den Bäumen stehen.

Etwas ausgeruht eilte er weiter. Abwärts ging es leichter. Er fiel in einen Trab, von dem Carl gesagt hatte, dass er schnell vorankommen und doch innerhalb einer Stunde nicht müde werden würde.

DIE WARNUNG

Als George die Lichtung des ersten Siedlers passierte, konnte er noch mit einer Stunde Tageslicht rechnen. In einem Maisfeld stand eine neue Blockhütte. Eine Frau winkte von der Tür aus. Drei Kinder hingen an ihrem Rockzipfel und schauten den Fremden schüchtern an.

George winkte zurück, hielt aber nicht an. Der Anblick des Heims verstärkte seine Unruhe. Er wollte die Mutter warnen, unterließ es aber dann doch. Am besten, er teilte es Captain Snow mit. Der konnte dann alle Anordnungen treffen. Es war ja noch genügend Zeit bis zum Angriff am nächsten Morgen.

Noch immer trabend kam er an einer anderen Hütte vorbei und dann an einem Trümmerhaufen in einem mit Gestrüpp bedeckten Feld. Ein schweigendes Mahnmal des Verrats der Engländer, die die Indianer zum Morden ermutigten. Neben den Ruinen zeigten zwei Kreuze an, wo die Siedler lagen.

Er kam in die Lichtung um das Fort. Hier bot sich ein Bild fleißiger Arbeit. Männer droschen Korn, Frauen saßen dabei. Einige mit Babys. Andere wieder bereiteten das Abendessen vor. Ein paar Jungen angelten. Andere spielten unter einer Tanne.

Ein kleiner schwarzer Hund bellte zum Gruß, als George durch das Tor eilen wollte. Die Wache rief ihn. Sie erkannte ihn sofort. »Oh, du bist es schon wieder!«

»Ich muss sofort Captain Snow sprechen«, sagte George.

Lumberkin, der Scout, stand ihm gegenüber. Anscheinend war er darauf aus, George das Leben schwer zu machen.

»Es könnte sein, dass der Captain dich gar nicht sehen will«, sagte er boshaft grinsend.

»Er muss. Es ist wichtig.«

George wollte durch das Tor, aber der Mann schlug mit dem Gewehrkolben nach ihm.

»Nicht so hastig«, grollte er und beobachtete George, wie er den getroffenen Arm rieb.

Zunächst blieb George stehen und betrachtete den feindseligen Mann. Dann raste er plötzlich an Lumberkin vorbei, durch das Tor und dem Blockhaus zu. »Captain Snow, Captain Snow«, rief er.

Ein weißer Backenbart und eine sonnengebräunte Nase guckten aus der Tür der Schmiede.

»Wer ruft nach mir?«, erdröhnte die Stimme des in Wildleder gekleideten Pioniers.

»George Lockan.«

»Ich habe dir gesagt, du sollst dich hier nicht mehr

sehen lassen!« Ärgerlich schritt der Captain auf ihn zu. Sein Bart flatterte bei jedem Wort.

»Morgen soll ein Überfall hier stattfinden.«

»Ein Überfall?« Seine Stimme klang ungläubig. »Ein Überfall? Ist das wieder einer deiner Streiche?«

Erleichtert sah George Carl Ives auf sich zulaufen. Einige Neugierige scharten sich um sie.

Lumberkin kam herangesprungen und brüllte: »Du schmutziger kleiner Bettler!«

»Einen Moment«, rief Carl und sagte zu George: »Was gibt es?«

»Die Indianer sind gekommen und haben die Watsons ausgebrannt. Vier weiße Männer waren dabei, Kittel war unter ihnen. Wir hörten, dass sie das Tal morgen früh überfallen wollten.«

Carl unterbrach: »Sind die Watsons gefangen?«

»Nein. Wir entwischten in ...« Er unterbrach sich. Er wollte das Geheimnis der Höhle nicht preisgeben.

Carl verstand und stellte eine andere Frage. »Wie stark ist die Bande?«

»Zweiunddreißig Mann. Dazu die vier Weißen.«

Captain Snow schnaubte. »Carl, es könnte ein Trick sein. Vergessen Sie nicht, sein Vater ist für die Engländer.«

Carl drehte sich um. Seine Stimme klang tief und bedeutungsvoll.

George fühlte sich zu dem Mann hingezogen wie nie zuvor, als er die Worte hörte: »Captain Snow, der Junge ist mein Freund. Ich habe noch keine Gewissheit über den Vater. Aber ihn kenne ich. Er spricht die Wahrheit. Sie würden gut daran tun, den Warnruf blasen zu lassen und die Siedler hereinzurufen.«

Captain Snow wandte sich an einen der Männer. Sein Respekt vor Carl überwog seinen Argwohn gegenüber George. »Kennon, blase das Horn.«

Der Mann rannte zum Blockhaus. Er erklomm die Leiter und nahm das Horn vom Haken. Dann blies er laut und anhaltend. Dreimal dröhnte der unheimliche Klang hinauf zu den Hügeln. Er hallte wider wie Donnerrollen.

Männer, Frauen und Kinder strömten durch das Tor herein. Ihre Gesichter waren starr vor Schrecken. Dann kamen auch die weiter entfernten Siedler. Auf Wagen und zu Fuß. Sie führten Kühe mit sich. Andere trugen Schafe oder zogen sie hinter sich her.

Carl führte George die Leiter im Blockhaus hinauf. Hier konnten sie die Bewegungen aus allen Richtungen gut verfolgen. Die Leute kamen, erstaunt und beunruhigt. Viele Frauen weinten. Sie hielten ihr Baby im Arm.

Carl schauderte. »Sie glaubten schon, der Krieg sei vorüber, George. Viele von ihnen haben schon neue Blockhütten anstelle der alten gebaut.«

»Glaubst du, das Fort wird angegriffen?«

»Ich bezweifle es. Wir sind gut bewaffnet. Natürlich kann man es nie wissen. Vielleicht, wenn die weißen Männer die roten Krieger dazu aufstacheln können. Wir können nichts tun als abwarten.«

Der Spätnachmittag ging in Dämmerung über. Die Dämmerung wurde zur Dunkelheit. Schließlich lag pechscharze Nacht über dem Fort.

Carl sagte: »Deine Höhle hat also die Watsons gerettet. Ich freue mich darüber. Wir brauchen Männer wie ihn, um den Siedlern das Heil zu verkündigen. Seltsam, wie schnell das Volk vergisst, dass es einen Retter gibt, auf den es sich stützen kann. Die Siedler gehen in ihren Alltagsorgen auf und nehmen sich nicht die Zeit zum Lesen der Bibel und zum Gebet.«

Captain Snows dröhnende Stimme verbot jede weitere Unterhaltung. »Jedermann in einem Umkreis von acht Kilometern ist jetzt hier. Die meisten von euch wissen, dass eine Bande Angreifer gemeldet worden ist, die sich in Richtung auf das Fort bewegt. Es werden keine Feuer angezündet. Keine Unterhaltungen geführt. Jeder gesunde Mann nimmt seinen gewohnten Posten ein.«

Die Nacht versank in Schweigen. Nur das Atmen der Männer, manchmal das Schreien eines Babys oder das Bellen eines Hundes waren zu hören. George stand bei

Carl, spähte in das Dunkel der Nacht und horchte auf jedes ungewöhnliche Geräusch.

Kurz vor Sonnenaufgang flüsterte Carl George ins Ohr: »Kittel wird vor Wut platzen, wenn er feststellen muss, dass die Siedler im Fort sind. Die Indianer sind schwer zu zügeln.«

Dichter Nebel hing über dem Fluss und um das Fort. Es wurde langsam heller. Die Männer spähten angestrengt hinaus. Ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

Als Erster sah sie Carl: »Da kommen sie!«

George sah zwei flüchtige Schatten hinter einer Blockhütte hervorkriechen. Eine Salve ertönte von der Westseite des Forts. Ein hässlicher Schrei ertönte von der Hütte her. Der vorderste Indianer warf die Hände über den Kopf und brach leblos zusammen. Der zweite wandte sich zurück in die Wälder. Eine zweite Salve streckte auch ihn zu Boden.

»Seht! Dort hinter der Hütte!«

Ein Dutzend Indianer glitt heran. Sie krochen am Boden entlang durch ein Maisfeld und gingen nach Überspringen einer Lichtung wieder in Deckung.

Wieder bellten die Gewehre. Die Entfernung war aber zu groß.

Aus den Wäldern im Osten ratterte ein Schauer von Schüssen gegen das Fort. Die Geschosse donnerten gegen

das Blockhaus und zwangen die Männer, zum Schießen die Schießscharten zu benutzen.

Captain Snow kam herauf. »Carl, wie viele schätzen Sie? Scheinen bedeutend mehr zu sein als zweiunddreißig und vier Weiße.«

»Ich glaube, Sie haben recht. Vielleicht hat die Bande, die Watsons Blockhütte niedergebrannt hat, sich mit einer anderen vereinigt.«

Mit Unterbrechungen hielt die Belagerung den ganzen Tag an. Auf einmal war alles vorbei. Sie warteten noch lange und beobachteten die stillen Wälder.

Captain Snow beauftragte Lumberkin und Carl, die Bewegungen des Feindes auszukundschaften.

»Captain, ich möchte George Lockan mitnehmen«, teilte Carl dem Mann mit.

Die weißen, buschigen Brauen zogen sich unzufrieden zusammen. »Vielleicht«, sagte er schließlich, »ist es wirklich besser, wenn er mit Ihnen geht.«

»Wenn er geht, gehe ich nicht mit. Er wird uns noch in eine Falle locken«, jammerte Lumberkin.

»Ich kann's dir nicht verübeln«, schnaubte der Captain.

»Sie scheinen vergessen zu haben, dass dieser Junge es war, der das Fort vor der vollständigen Zerstörung bewahrte. Er riskierte seinen Hals, um die Warnung durchzugeben«, sagte Carl böse.

Captain Snow lachte. »Mag sein. Scheint fast, als wäre er ein Held. Sie können Lockan mitnehmen. Lumberkin behalte ich hier.«

Sie schlüpfen durch das Tor und rannten in den Wald. »Für den Fall, dass zwei von diesen Indianern darauf warteten, uns eine Ladung Schrot aufzubrennen«, sagte Carl. Er fand die Spur leicht und eilte den Mohawk entlang nach Osten. Nach Prüfung der Spuren sagte er zu George: »Es sind ungefähr fünfzig Indianer und mindestens zwölf Weiße.« Carl machte die Richtung aus, die der Feind genommen hatte, und verließ dann die Spur.

»Da sind immer ein paar Nachzügler, die feststellen sollen, ob sie verfolgt werden. Wir könnten in einen Hinterhalt geraten, wenn wir in voller Sicht dahintrotten würden.«

Sie waren etwa sechs Kilometer gewandert, als aufsteigender Rauch sie zur Vorsicht mahnte. »Sie kampieren«, sagte Carl. »Komm, wir schleichen uns an. Ich werde führen. Sollte uns jemand entdecken, dann halte nicht an, sondern renne los. Lauf wie nie zuvor in deinem Leben!«

Die beiden benutzten Bäume und Unterholz als Deckung und gelangten dicht an das Lager, das in einer Schlucht lag. Ein überhängender Felsgrat gewährte ihnen

eine gute Deckung. Seite an Seite lagen sie da und schauten hinunter auf die sorglosen Männer. Kittel war unter ihnen. Er saß dösend an einem Feuer.

»Der Indianer, der bei dem Pferd steht«, flüsterte Carl, »ist der geheimnisvollste von ihnen allen. Es ist Joseph Brant. Ein Name, den man nicht vergisst, solange man an das Mohawktal denkt. Das Merkwürdigste dabei ist, dass er ein Christ ist, obwohl ich mir nicht sicher bin.«

George flüsterte: »Warum hat er sich mit den Engländern verbündet?«

»Nun, jahrelang hat er gehört, dass Treue gegen England fast so wichtig ist, wie Gott zu verehren. Als nun vor fünf Jahren der Krieg ausbrach, stellte er ihnen seine Dienste zur Verfügung.« Carl zählte die Männer. Dann glitten sie wieder in den Wald zurück. Nach einem Kilometer ging die Sonne unter.

Joseph Brant wollte George nicht aus dem Sinn.

Als ob Carl Georges Gedanken erraten hätte, sagte er im Gehen: »Josephs Vater war ein reinblütiger Mohawk. Seine Mutter war zum Teil weiß. Genau kann ich es nicht sagen. Er spricht besser Englisch als du und ich. Er hat das Markus-Evangelium in die Mohawksprache übersetzt. Ich glaube, man kann ihn nicht tadeln dafür, dass er die Siedler bekämpft. Schließlich war es das Land der roten Männer, bevor die Weißen kamen. Brant hasst es,

wenn das Land gerodet wird. Ich wünschte, dieser Krieg würde endlich aufhören! Hunderte sind von seinen Männern schon skalpiert worden. Dieser Sommer ist noch schlimmer.«

Bis zum Fort sprachen sie nicht mehr. Nachdem sie sich zu erkennen gegeben hatten, wurden sie eingelassen.

»Haben Sie sie gefunden, Carl?«, dröhnte Captain Snows Stimme.

»Ja, Captain. Joseph Brant ist bei ihnen. Deshalb glaube ich, es sind noch mehr in der Nähe. Vielleicht ist dies der Überfall, von dem wir vergangenes Jahr hörten.«

Kaum hatte sich George in der Schmiede in seine Decke gehüllt, war er auch schon eingeschlafen.

Noch vor Tagesanbruch weckte ihn Carl. »Ein Scout aus dem Osten ist angekommen. Er berichtet von achthundert Indianern, die durch das Tal ziehen. Was wir gesehen haben, war nur ein Teil einer größeren Gruppe, wie ich richtig vermutete.«

»Soll ich die Watsons ins Fort holen?«, fragte George und schlüpfte in seine Mokassins.

»Nein. Ich glaube, sie sind dort so sicher wie hier, George. Ich wollte dich begleiten. Aber nun werde ich hier gebraucht.«

Carl winkte zum Abschied, als George nach einem eiligen Frühstück wieder in die Wildnis ging.

Fünf Kilometer von der Höhle der Watsons entfernt sah George den Abdruck eines Mokassins in dem vom Regen aufgeweichten Boden. Sein erster Gedanke war, umzukehren und Carl diese neue Entdeckung mitzuteilen. Sie hatten gedacht, alle Angreifer seien nach Osten gezogen. Diese Spuren aber führten nach Norden.

Er folgte ihnen ein Stück des Weges. Dann bemerkte er einen roten Fleck auf den Blättern. *Vielleicht trug er ein totes Schwein oder ein Schaf, das er den Siedlern gestohlen hat*, dachte George. Er nahm an, dass der Indianer unter einer schweren Last keuchte. Die Spuren führten zu einer Stelle, an der etwas zu Boden gefallen war und blutete, bevor die Spuren weiterführten.

Nach jedem Schritt hielt George an und prüfte die Wälder nach ihm ab. Wohin würden die Spuren führen? Meter um Meter ging er weiter, bis er unter einer tief hängenden Rottanne etwas entdeckte. Zwei Minuten lang blickte er hin. Dann konnte er die Beine eines Indianers ausmachen.

Vorsichtig bewegte er sich weiter. Er benutzte Bäume, um gegen Tricks geschützt zu sein. Nun konnte er den ganzen Körper erkennen. Der Indianer lag mit dem Gesicht zu Boden gewandt mit ausgestreckten Armen da.

An der rechten Schulter sah George eine Wunde. Neben ihm Köcher und Jagdpeile. Eine halbe Stunde wartete er.

Erst als er sich sicher war, dass es kein Hinterhalt war, trat er näher.

Der Indianer war anscheinend tot. Nein, der Puls schlug noch schwach. Verwirrt wischte George das Blut ab. Was konnte er tun? Ihn liegen zu lassen, würde den Tod für den Krieger bedeuten. Ihn in die Verschanzung zurückzutragen, würde das Gleiche sein. Die Siedler waren wütend auf die Angreifer und würden ihn schnell töten. Er entschied sich dafür, den Mohawk zu den Watsons zu tragen.

WIGO, DER INDIANER

Die Last, die George auf den Schultern trug, machte den Weg beschwerlich und ermüdend. Von Zeit zu Zeit ließ er den bewusstlosen Indianer auf den Boden nieder und ruhte sich aus. Immer wieder prüfte er den Pulsschlag. Dann arbeitete er sich weiter voran.

Am späten Nachmittag kam er bei den Watsons an. Dankerfüllt legte er den Mann unter eine Eiche und ging allein weiter.

»Hallo George!« Es war Maud, die ihn vom Höhlen-
eingang grüßte. Die Aschenhaufen gaben dem Platz ein
abstoßendes und zugleich verlorenes Aussehen.

Dollys Euter war verklebt und wund, weil sie nicht
mehr gemolken worden war. Sie muhte froh. Der Ochse
stand im Maisfeld und machte sich über die schmack-
haften Kolben her.

Rufend winkte George ihr zu und verjagte dabei den
Ochsen. Er ging zum Aschenhaufen und befreite den
Stein von Geröll. Dann ging er hinunter zu den Wat-
sons.

»George, ich bin ja so froh, dass du zurück bist«, sagte
Mr Watson in der Dunkelheit.

Nach einer herzlichen Begrüßung erzählte George von

seinen Abenteuern. Er berichtete von der Belagerung und wie er Joseph Brant und die Angreifer gesehen hatte.

Dann erzählte er, dass er einen Indianer mitgebracht habe.

Mr Watson nickte zustimmend. »Das hast du gut gemacht, George. Der Indianer hat auch eine Seele. Vielleicht ist es des Herrn Wille, ihn mit dem Wort zu erreichen.«

»Hierher können wir ihn nicht bringen, weil wir damit das Geheimnis der Höhle verraten würden.«

»Lasst uns zu ihm gehen. Vielleicht können wir ihn zusammenflicken.«

Mr Watson und George verließen die Höhle und gingen zu dem Verwundeten.

»Möglich, dass er gar nicht durchkommt«, stellte Mr Watson nach kurzer Untersuchung fest. »Er hat zu viel Blut verloren.«

»Ich bringe ihm Wasser und etwas zu essen«, sagte George. Auf einem Feuer machte er eine Brühe von gedörtem Wildfleisch. Dann flößte er sie dem Mann durch die halb geschlossenen Lippen ein. Nach vier schwachen Schlucken öffnete er die Augen einen Moment, schloss sie aber sofort wieder.

»George, wir wollen ihm hier eine Liege bauen. Dann kann er unseren Platz nicht sehen, wenn er das Bewusstsein wiedererlangt.«

Sie bauten ein Gestell aus Tannenzweigen und legten den stillen Mann auf eine Decke.

Auf der Lichtung versuchte George, Dolly zu melken. Die Milch war dick und unbrauchbar. Geschadet hatte es ihr aber nichts.

»Carl sagte, er zweifle daran, dass die Angreifer nach der Zerstörung der Blockhütte noch einmal zurückkommen würden. Auch liege der Platz so abgelegen, dass wir hier sicherer seien als im Fort.« George aß gemahlene Mais mit Honig, während er weiter berichtete.

»Vielleicht könnten wir ein Behelfsgerüst über dem geheimen Eingang bauen, um ein wenig Sonne zu bekommen. Pam verkümmert in der Dunkelheit«, meinte Mrs Watson.

»Wir könnten es probieren.« George zögerte und dachte an die Gefahr. »Aber wenn ein neuer Überfall kommt? Wenn der Indianer draußen im Wald uns überfällt, sobald er gesund ist?«

»Lass es uns trotzdem versuchen«, entschied Mr Watson.

Am nächsten Morgen fanden sie den Indianer ruhig daliegen. Er hatte die Augen geschlossen, atmete aber gleichmäßig. Wieder wurde ihm Fleischbrühe eingeflößt und die Wunde ausgewaschen. Dann verließen sie ihn und wandten sich dem neuen Unternehmen zu.

Aus biegsamen Schösslingen errichteten sie ein Gerüst, fünf Meter breit von Seite zu Seite. Mit Streifen von Weidenrinde wurden sie verbunden. Dann flochten sie Tannenzweige zwischen die Schösslinge. Es gab kein Fenster. Nur eine Öffnung auf der Vorderseite, um Licht und Luft hereinzulassen. Das Dach wurde wie die Blockhütte mit Rinde bedeckt, um den Regen abzuhalten.

Am dritten Tag nach Georges Rückkehr gingen sie wieder zu dem Indianer. Er hatte die Augen offen.

»Unserem Patienten geht es besser«, bemerkte Mr Watson, als sie neben dem roten Mann niederknieten.

George beugte sich vor. Das Gesicht des Verwundeten war voller geworden. Der Bronzeton lebhafter. Fest sah sie der Indianer an. In tadellosem Englisch fragte er: »Sie wollen mich töten?«

»Nein, wir töten Sie nicht. Wir wollen Sie gesund pflegen.«

Der Mann aß etwas, schloss die Augen und schlief weiter, ohne ein Wort zu sagen.

»Mr Watson, wäre es nicht besser, ihn zu fesseln, wenn er so schnelle Fortschritte macht?«, schlug George vor.

»Ist das wirklich nötig, George? Ich möchte ihn ungerne gebunden an Händen und Füßen allein hier draußen lassen.«

»Aber, Mr Watson, denken Sie an Maud und Pam.«

Zögernd gab der Missionar nach. Der Indianer wurde sorgfältig gefesselt.

Gegen Abend fanden sie den Krieger wach. Nachdem er Maiskuchen und Milch verzehrt hatte, stellte Mr Watson Fragen. »Wo haben Sie Englisch gelernt? Wie heißen Sie?«

Ruhig gab er zur Antwort: »Ich besuchte die Missionschule von Samuel Kirkland in der Nähe von Fort Schuyler. Mein Name ist Wigo.«

»Waren Sie an dem Überfall auf das Fort beteiligt?«

»Ja. Dort wurde ich verwundet. Ich wollte in mein Dorf zurück. Ich hatte aber zu viel Blut verloren und wurde müde. Dann wurde ich ohnmächtig. Weiter weiß ich nichts mehr, bis ich Sie jetzt vor mir sehe.«

»Dann kämpften Sie also gegen die Leute, die Mr Kirkland liebt?«

»Joseph Brant sagt, wir müssen es. Der weiße Mann nimmt uns weg, was uns gehört. Wir werden aus dem Land unserer Väter vertrieben. Das ist nicht richtig.«

Der Indianer fiel in schwermütiges Schweigen. George band die schlanken Handgelenke und Fesseln wieder mit Rohhautriemen. Dann ging er mit Mr Watson wieder heim.

Von Tag zu Tag wurde der junge Mann kräftiger.

Jeden Morgen besuchte Mr Watson ihn ein paar Stunden und löste die Fesseln. So konnte der Mohawk Arme und Beine gelenkig machen. Bei diesen Besuchen hatte der Missionar immer seine Bibel bei sich und erklärte dem Indianer den christlichen Glauben. Er zeigte ihm, dass vor dem Herrn niemand ohne Sünde ist. »Und«, fuhr er fort, »alle diese Übertretungen müssen bestraft werden. Deshalb nahm der Herr Jesus Christus alle Sünden auf sich und gab sein Leben für uns am Kreuz. Seit seiner Auferstehung sitzt er zur Rechten des Vaters im Himmel.«

Der Indianer zeigte Interesse. Auf die Frage nach seinem persönlichen Glauben pflegte er aber hartnäckig zu antworten: »Das muss ich mir erst noch überlegen.«

Spät am Nachmittag kam Carl. Er freute sich über das neue Haus und schaute auf die Felder. »Sie können Gott danken, Mr Watson, dass Sie die Ernte hereinbekommen. Damals war alles noch grün und wollte nicht brennen. Die anderen Siedler im Tal sind ruiniert. Die Maisfelder sind verbrannt, die Heuschober sind in Flammen aufgegangen. Hunderte von Blockhütten liegen in Schutt und Asche, und fast jede Kuh ist fort. Männer, Frauen und Kinder sind in Mengen skalpiert worden.«

Dann sagte Mr Watson: »Hören Sie, Carl, George fand nach dem Überfall einen schwer verwundeten Indianer

und brachte ihn mit hierher. Vielleicht war es unklug. Wir haben ihn draußen im Wald gelassen. Haben ihn gepflegt. Später haben wir ihn aber immer gefesselt.«

»Das ist gewagt. Ich bin dagegen«, sagte Carl. »Zeigt ihn mir.«

Auf dem Weg sprachen George und Mr Watson von dem guten Englisch des Indianers und seinem Interesse an der Bibel.

»Es könnte schon sein, dass er sich bekehrt. Aber es ist immer noch zweifelhaft. Joseph Brant hat eine zu große Stütze an den Mohawks. Das ist ein Risiko.«

»Was sollen wir tun?«, fragte George.

»Nun, ich könnte ihn mit ins Fort nehmen. Wenn dann eine Abteilung Militär nach Osten geht, könnten sie ihn ins Gefängnis nach Albany mitnehmen.«

Bei dem Indianer angekommen, fragte Carl: »Könnten Sie eine weite Strecke laufen?«

»Ja.«

»Dann nehme ich Sie mit zum Fort und von da kommen Sie nach Albany ins Gefängnis, bis der Krieg vorüber ist.«

Der Indianer nahm die Worte mit unbewegtem Gesicht auf. Vielleicht hatte er Ähnliches erwartet.

»Morgen früh gehen wir«, sagte Carl.

Der Abend vereinte die Gruppe in der Höhle. Dann legten sich Carl und George nahe dem Eingang zum Schlafen nieder. Die Watsons übernachteten auf ihrem gewohnten Platz weiter hinten.

Als sie sich in die Decken gehüllt hatten, fragte Carl: »Wie wäre es, George, wenn du mit mir kommen würdest? Ich habe Captain Snow schon fast davon überzeugt, dass du in Ordnung bist.«

»Würde ich dann Gelegenheit haben, nach meinem Vater zu suchen?«

»Nein, George. Nur die übliche Arbeit im Fort.«

»Dann bleibe ich lieber hier. Der Mais ist bald reif zur Ernte, auch die Bohnen. Mr Watson braucht Hilfe. Und sie sind immer so gut zu mir.«

»Ich glaube, du hast recht«, gab der Scout zu.

»Carl, es sind nun schon sechs Monate her, dass ich Albany verlassen habe, um meinen Vater zu suchen. Bis jetzt habe ich nur das gehört, was sie im Fort Killypox sagten. Ich habe das Gefühl, ich verliere nur Zeit.«

»Ich habe nichts weiter über ihn gehört. Auch ist es schwer, dir zu raten, was du unter diesen Umständen tun sollst.«

»Glaubst du, dass dieser Krieg jemals wieder aufhört?«

»Diese Frage stellt sich heute jeder. Wir haben jetzt Herbst 1780. Seit 1775 wütet der Krieg hin und her. Beide Seiten haben Siege zu verzeichnen. Jetzt scheint das Kriegsglück aufseiten der Engländer zu liegen.«

»George Washington hat doch mehr als jeder andere getan?«, fragte George.

»Ich glaube schon. Natürlich, New York hat er verloren. Er hatte aber nur eine Handvoll Leute zur Verfügung. Dann dieser furchtbare Winter bei Valley Forge vor zwei Jahren. Noch so einer, und die Festlandarmee wäre verloren.«

»Nun, immerhin verlor Burgoyne über 5000 Engländer bei Saragota Springs.«

»Vielleicht hat nur dies die vollständige Niederlage verhindert. Und dann die Truppen, die hier im Tal die Engländer und Indianer bekämpfen.«

»Wenn St. Leger nicht bei Fort Schuyler unter General Herkimer geschlagen worden wäre, glaube ich, wären wir heute alle skalpiert.« George schauderte bei dem Gedanken an die Berichte über das Massaker in Wyoming.

Die beiden Freunde unterhielten sich bis in die späte Nacht. In der Morgendämmerung ging Carl mit dem Indianer nach Killypox.

Mr Watson sprach: »Wigo, behalten Sie im Gedächtnis, was ich Ihnen über den Herrn Jesus gesagt habe. Ich bete dafür, dass Sie ihn als Ihren Retter annehmen.«

Der Indianer gab keine Antwort. Er ging hinter Carl her, der in den Wald schritt.

ENTFÜHRT

George brachte in der heißen Herbstsonne mit Maud und Mr Watson die Ernte ein. Ein Gefühl der Befriedigung überkam ihn, als er die Haufen von goldgelbem Mais sah. Die Bohnen, trocken und hart, raschelten, als Maud sie enthülste und in Rindenbehälter warf.

George lachte. »Pam scheint zu wissen, dass sie bei dieser reichen Ernte im Winter nicht zu hungern braucht. Sieh nur, wie sie mit den Maiskolben spielt!«

»Wenn nichts Unvorhergesehenes geschieht, werden wir durch den Winter kommen«, sagte Mr Watson, als er Bohnen über die Leiter hinunter in die Höhle schleppte.

»In ein paar Tagen können wir auch Nüsse abnehmen«, erinnerte George Maud.

»Diese Maisstängel, zusammen mit trockenem Heu, werden ein gutes Fressen für Dolly und den Ochsen sein.«

»Und George als unser Jäger wird uns mit Fleisch versorgen«, warf Mrs Watson lächelnd ein.

George war gerade dabei, ein Bündel geschälten Mais aufzuhängen. »Ich werde mich so bald wie möglich auf den Weg machen, wenn die Nüsse herunter sind. Besteht

keine Hoffnung, meinen Vater zu finden, dann muss ich zurück nach Albany zu Mutter und Schwester.«

Diese Nachricht betrückte die Familie. Niemand sprach mehr, bis Mr Watson für das Abendessen dankte. Auch George bedrückte der Gedanke an seine Abreise, denn diese Familie war ihm so lieb geworden wie seine eigene. Der Abschied würde ihm schwerfallen. Es musste aber sein.

Schon Anfang Oktober gab es Frost. Er färbte die Ahornbäume goldgelb und die Eichenblätter so rot wie die Kardinäle. Sie standen in lebhaftem Gegensatz zu den tiefgrünen Tannen. Eine Pracht, eine Schönheit überall. Die Vögel zogen zu Tausenden in wärmere Länder.

George kam ein Gedanke. Er ging zu Mr Watson, der gerade Holz hackte. »Mr Watson, in dieser Notbaracke kann man sich den Winter über nicht aufhalten. Die Höhle ist auch viel zu kalt. Das Fort wird aber überfüllt sein. Warum sollte ich Ihnen nicht helfen, Stämme für eine neue Hütte zu schlagen, solange ich noch hier bin? Wenn dann tiefer Schnee die Überfälle der Indianer verhindert, können Sie Ihr neues Heim bauen.«

»George, das ist eine gute Idee! Ich werde für immer in deiner Schuld stehen.«

»Es ist wohl eher umgekehrt, Mr Watson. Als ich Sie traf, war ich Christ. Ich wusste aber noch nicht viel

davon. Meine Teilnahme an Ihrem Bibelstudium, Ihre Gebete und Ihr freudiges tägliches Leben haben mir so viel gegeben, dass ich es nie wiedergutmachen kann.«

So gingen sie fröhlich ans Werk. George und Mr Watson fällten die Bäume und richteten sie zu. Der vereinsamte Ochse musste sie heranschleppen. Jeder Stamm wurde zugeschnitten und entrindet. Dann wurde er zum Gebrauch fertig gemacht.

»So, das wäre geschafft!«, sagte George eines Nachmittags. Ein kalter, beißender Wind peitschte ihre Gesichter. Sie ließen die Stämme nicht beieinanderliegen, um Angreifer davon abzuhalten, sie zu verbrennen. Alle befanden sich aber in der Nähe des Bauplatzes.

Die Nüsse waren eingesammelt. Eine große Menge Walnüsse, Hickory- und Butternüsse.

»Ich werde versuchen, einen Rehbock für euch zu bekommen«, kündigte George am nächsten Morgen an. »Dann will ich Carl aufsuchen und mit ihm den Plan der Abreise besprechen.«

Mit geladener Muskete und einer warmen Jacke zum Schutz gegen den Wind ging George am Bach entlang. Die Bäume hatten fast alles Laub abgeworfen. Kaum war er eineinhalb Kilometer gelaufen, als er schon auf die frische Spur eines Rehs stieß.

Sie war leicht zu verfolgen. Erst nach Norden und dann

nach Osten abbiegend den Berg hinauf, der hinter Watsons Platz lag. Zwei andere Spuren vereinigten sich mit der größeren.

Im Weiterschreiten prüfte er den Wind. »In Ordnung«, murmelte er. Er kam aus Osten.

Weit vor sich sah er zwanzig Minuten später eine Bewegung. Er suchte den Wald ab und erkannte die braunroten Pelze von äsendem Wild. Es waren drei. Ein großer Bock mit starkem Geweih und zwei anmutige, hornlose Ricken.

Die Entfernung war viel zu groß für einen sicheren Schuss. George suchte daher Deckung in einer flachen Schlucht, um das Wild anschleichen zu können und den Wind nochmals zu prüfen.

Eine der Ricken ließ sich nieder. Die beiden anderen Tiere standen unschlüssig da und witterten. Die Schlucht hörte auf, der Boden wurde eben. Nur Bäume gewährten etwas Deckung. George musste aber noch mindestens zwanzig Meter gehen, bevor er einen Schuss abfeuern konnte.

Er kroch am Boden entlang und hielt Zweige vor sich. Ein Ton würde alles verderben. Er hatte zehn Meter zurückgelegt. Noch stand das Wild. Jetzt hatte sich auch die andere Ricke niedergelegt. Der Bock drehte den Kopf, blickte zu George hin und sog die Luft ein. Aus dieser

Entfernung konnte George sogar seinen schnaufenden Atem hören.

Der Bock begann zu laufen, drei Meter, fünf Meter. Dann hielt er an, lief um die Ricke und kam dann langsam auf Georges Versteck zu. Der Anschleicher betete um Erfolg. Vorsichtig spannte er den Hahn und visierte das Herz an. Näher, noch näher. Jetzt! Der Bock machte einen gewaltigen Satz und floh.

Entmutigt und fast ungläubig sprang George auf und sah das Wild verschwinden. Es war ein so leichter Schuss gewesen, doch er hatte ihn verfehlt.

Er lud wieder und ging zu dem Platz, wo der Bock gestanden hatte. Dort untersuchte er den Boden und fand ein Bündel blutbespritzter Haare. Etwas zuversichtlicher ging er dem Bock nach. Die Blutflecke wurden größer.

Drei Kilometer weiter fand er eine Blutlache. Hier hatte der Bock ausgeruht. Die Spuren schwenkten dann nach Süden in Richtung der Watsons ab. Die Blutspuren wurden kleiner und hörten dann ganz auf. *Wahrscheinlich nur eine Fleischwunde*, dachte George traurig.

Er prüfte den Wind und ging dann langsam weiter. Dann blieb er stehen. Er hörte ein hohles Brummen. Es war einem Wildschrei so wenig ähnlich, dass George ganz erstaunt war. Schritt für Schritt bewegte er sich vorwärts. Auf einmal sah er eine Bewegung hinter einer

Tanne. Es war nicht der Bock, sondern ein Tier mit plumphen Beinen und so schwarz wie das Innere einer Höhle.

Erstaunt sah George einen ungeheuren schwarzen Bären sich auf die Hinterbeine erheben und wieder auf allen vieren landen. Mit schussbereitem Gewehr schob er sich zwischen den Bäumen näher. Der Bär war stehen geblieben und schlug mit der Tatze nach etwas in den Blättern. George feuerte. Der Bär brüllte furchterregend auf. Nochmals zielte George und drückte ab. Der Bär gab wieder einen Laut von sich und stürzte nieder.

Im Heranspringen lud George abermals. Es war aber nicht nötig. Der Bär war tot. Aber eine neue Überraschung erwartete ihn. Nicht weit davon entfernt lag der Bock mit ausgestreckten Beinen. Er war tot wie der Bär.

»Großartig!«, rief George aus und zerlegte die Tiere. Dann trug er so viel Fleisch zum Lager, wie er nur schleppen konnte. Mr Watson und Maud kamen mit und halfen ihm, bis alles Fleisch sicher zum Räuchern untergebracht war. Mrs Watson war entzückt von der ungeheuren Menge Bärenfett.

»Ich mache Kerzen davon. Dann haben wir auch in der Nacht noch Licht.«

Am Mittag ging Mr Watson zum Fort, um Lebensmittel zu holen. Mrs Watson nahm Pam mit, während sie am Bach die Wäsche wusch. George saß vor der Behelfs-

hütte. Er flickte seine zerrissenen Mokassins und besetzte seine Wildlederjacke aus.

Da sagte Maud zu ihm: »George, ich sah neulich Sassafras unten am Birkenhain. Ich werde etwas Rinde davon abschneiden, damit wir im Winter Tee haben.«

»Das werde *ich* tun, Maud.« George wollte aufspringen.

Aber das Mädchen schüttelte den Kopf. »Nein, du bleibst hier. Es dauert ja nur eine Stunde. Und ich laufe gern. Es ist heute Nachmittag so angenehm kühl draußen.«

George sah Maud im Wald verschwinden. Er beendete seine Arbeit und schnitzte dann für Pam einen Bären aus einem Stück Zedernholz. »Dieses wilde Gebiet um New York bezaubert mich. Carl sagt, Städte werden am Fluss entstehen. Die Wasserkraft wird ein Vermögen einbringen. Farmen werden auf dem fruchtbaren Land empor-schießen. Ich weiß noch nicht, welchen Anteil ich an der Erschließung des Landes haben werde.«

Er schnitzte an der stumpfen Nase des Bären, als Mrs Watson mit Pam zurückkam.

»Wo ist Maud?«, fragte sie George.

Er antwortete: »Sie ist zum Birkengehölz, um Sassafrasrinde zu schneiden. Sie müsste in ein paar Minuten zurück sein.«

Pam kroch in dem gefallenem Laub herum. Mrs Watson setzte sich auf die Bank. »George, wann willst du weg?«

»Ich will zu Carl und hören, was er dazu meint.«

»Ich sehe dich ungern gehen. Du warst mir von Anfang an wie ein Verwandter.«

»Auch mir tut es leid, wegzugehen. Ich muss aber.«

Schon wurden die Schatten länger. Die Sonne stand tief am blauen Herbsthimmel. Sie versprach nur noch wenig Licht.

»Ich werde Maud entgegengehen.«

»Vielleicht traf sie ihren Vater und ist mit ihm gegangen.« Mrs Watson sah den besorgten Ausdruck in Georges Gesicht.

»Das glaube ich nicht. Ihr Mann ist lange vor Maud weggegangen.« Er winkte Pam zu und lief am Bach entlang. Von Zeit zu Zeit suchte er Mauds Spuren. Er kam zum Gehölz und fand die Stelle, wo Maud die Rinde geschnitten und in einem Haufen am Fuße einer Birke niedergelegt hatte.

Er rief, bekam aber keine Antwort. *Das ist merkwürdig. Da ist noch ein Haufen Rinde. Sie muss ganz in der Nähe sein.*

Wieder rief er ihren Namen. Die einzige Antwort war jedoch das erschreckte Zetern eines roten Eichhörnchens. Er beeilte sich und untersuchte den Boden. Die

Spuren führten auf einen sandigen Hügel. Dort sah er, was er befürchtet hatte. Der klare Umriss eines Indianermokassins neben den Spuren Mauds.

George atmete schwer. »Gefangen von einem Mohawk!« Er eilte mit der Neuigkeit zum Lager und rief Mrs Watson.

Nachdem George ihr die Situation mitgeteilt hatte, fragte sie: »Was sollen wir tun?«

»Ich werde ihr folgen und den Kerl anhalten, bevor er sich mit der Bande vereinigt hat«, entschied George. Schnell packte er getrockneten Mais, Dörrfleisch und Bohnen in seinen Rucksack.

Plötzlich hörten sie draußen donnernden Hufschlag. George stürzte zur Tür und sah Mr Watson auf einem geliehenen Pferd auf sich zustürmen. Er schwang sich von dem ermüdeten Tier und rief: »Alles verstecken! Los! Wir gehen ins Fort. Eine gewaltige Streitmacht Engländer und Indianer ist von ihrem letzten Raubzug unterwegs hierher.«

Mit einem verzweifelten Schrei stürzte Mrs Watson in die Arme ihres Mannes. »Maud ist fort! Ein Indianer hat sie entführt.«

»Ich gehe ihr nach«, sagte George und schwang seinen Sack über die Schulter. Dann griff er nach seiner Muskete

und sagte: »Mr Watson, sagen Sie bitte Carl so bald wie möglich, dass er mir folgen soll.«

»Was kannst du denn gegen so viele ausrichten?«, fragte der Missionar.

»Ich weiß es noch nicht. Ich hoffe aber, Maud zu finden, bevor sich der Indianer mit einer größeren Bande vereinigt. Ich weiß, dass er heute Nachmittag allein war. Hören Sie nicht auf, den Herrn zu bitten, dass er mir zur Seite steht.«

GEFAHRVOLLE VERFOLGUNG

Lange bevor eine Schar schreiender kanadischer Wildgänse die frühe Morgendämmerung zerriss, wartete George ungeduldig darauf, die Spur aufzunehmen. Er stärkte sich durch einen Schluck Wasser und sah nach einem Kilometer die Stelle, wo der Indianer mit Maud die Nacht zugebracht hatte. Sie hatte auf Tannenzweigen gelegen und ihre Initialen in den weichen Erdboden gekratzt. Sie wusste, dass jemand ihr folgen würde. Der Anblick der Buchstaben spornte George an. *Sie können nicht mehr als eine halbe Stunde voraus sein. Ich laufe schneller, denn Maud kann mit dem Indianer nicht Schritt halten,* dachte George.

Die Spur führte über einen bewaldeten Abhang in eine sumpfige Schlucht hinunter. Dann vereinigte sie sich mit einem viel begangenen Wildpfad. Weit vorne hörte er den Knall eines Schusses. George verließ die Spur und stürmte schweigend vorwärts. Vielleicht hatte der Indianer ein Kaninchen oder ein Eichhörnchen für die Mahlzeit erlegt.

In Richtung Nordwesten sah er einen Hügel. Er rannte hinauf in der Hoffnung, den Indianer zu entdecken. Oben hielt er erstaunt an. Vor ihm dehnte sich nach Westen ein

ungeheurer See aus. Die Morgensonne jagte Millionen flimmernder Silberflecke über die Oberfläche, die auf und nieder wogte.

Es muss der Oneidasee sein, dachte George.

Rhythmische Axtschläge zwischen ihm und dem See erregten seine Aufmerksamkeit. Er prüfte die Gegend um sich herum. Bäume auf allen Seiten. Die einzige Unterbrechung war das schimmernde Wasser. Eine Rauchfahne in einer Entfernung von zwei Kilometern fesselte seinen Blick. Verwundert blieb er stehen. Wenn der Indianer noch allein gewesen wäre, hätte er sich gehütet, ein Feuer anzuzünden. Wieder ertönte ein Schuss und dann ein Axtschlag. All das verwirrte George.

Nun sah er eine weitere Rauchfahne und war froh, dass er nicht blindlings weitergelaufen war. Der Indianer war zu einer größeren Streitmacht gestoßen.

George eilte den Hügel hinab. Er benutzte dabei jeden Trick eines Scouts, den Carl ihn gelehrt hatte. Er prüfte jeden Baum und Strauch vor sich. Er dachte daran, dass jede umherstreifende Indianerbande Kundschafter nach allen Richtungen aussendet.

Er hatte recht. Auf einem gestürzten Baumstamm sah er katzenleich einen Krieger hocken. Es war ein Indianer vom Stamm der Senecas. Er schnitzte müßig mit einem Messer an einem Stock herum.

Langsam und leichtfüßig umging George die Wache nach Süden und arbeitete sich an das Lager heran. Er hörte entferntes Stimmengemurmel. Sollte er wieder zurück und Hilfe holen? Von wem sollte sie kommen? Aller Wahrscheinlichkeit nach streiften noch andere Scharen von Brants Plünderern umher. Vielleicht war im Augenblick das Fort unter Feuer.

Er gab den Gedanken auf und duckte sich unter eine mächtige Tanne. Dankbar erkannte er, dass die schweren Zweige auf allen Seiten den Boden bedeckten und ein Schutzzelt für ihn bildeten. Hinter sich hörte er Schritte und Stimmen. »Ich bin froh, dass alles vorüber ist. Dieses Tal ist ausgebrannt für immer!«

Dann sprach ein anderer Mann. George erkannte die Stimme des Verräters Jake Hayn. »Ich kann es nicht erwarten, nach Niagara zu kommen. Dort wartet Geld auf mich.«

»Noch nie sah ich einen Trupp solch zufriedener Indianer«, sagte Jakes Begleiter.

»Gib diesen Wilden Häuser zum Abbrennen und Frauen und Kinder zum Skalpieren. Dann sind sie zu gebrauchen.«

George lag unbeweglich unter der Tanne. Hayn ging nur einen Meter an seinem Versteck vorbei.

»Sie machen doch sicher nicht viele Gefangene?«

Jake Hayn antwortete: »Nein. Es ist leichter, einen Skalp zu tragen, als einen Mann zu füttern. Im Augenblick sind nur drei hier. Jene zwei Grenzgänger und das Mädchen, das die Rothaut heute Morgen mitgebracht hat.«

Bei diesen Worten spürte George sein Blut durch die Venen jagen. Schweiß bedeckte seine Stirn. Er strengte seine Ohren an, um die nächsten Worte zu verstehen. Aber die Männer gingen langsam weiter. Er konnte nur noch einige Gesprächsfetzen aufnehmen: »Ich bin ... kaufen ... sie vielleicht verkaufen.« Das war alles.

Mehr konnte George nicht hören. Niagara! George dachte nach. *Niagara liegt zweihundert Kilometer westlich von hier. Wenn ich sie so weit verfolgen muss, komme ich in diesem Winter nicht mehr zurück. Selbst wenn es mir gelingt, Maud zu befreien. Ich muss mich so dicht wie möglich an diese Gesellschaft hängen und die erste Möglichkeit wahrnehmen, Maud herauszuholen.* Vielleicht würde er sogar etwas von seinem Vater erfahren. Von Anfang an war er überzeugt, sein Vater sei ein Gefangener der Engländer. Jedoch wunderte er sich darüber, dass sein Vater frei unter den Engländern und Indianern umhergehen sollte, wie Lumberkin behauptete.

All diese Gedanken gewährten ihm nur geringen Trost. Gelegentlich sah er Indianer umherlaufen. Sie schleppten

Holz für die verschiedenen Feuer heran. Rauch erfüllte die Luft. Damit vermischte sich der stechende Geruch mit dem von gebratenem Schweinefleisch und kochendem Kaffee. Ein Hungergefühl überfiel George. Er aß ein Stück von seinem geräucherten Wildfleisch.

Nach dem Frühstück zog die Bande weiter. Die Spuren waren leicht zu verfolgen. Die Gefahr bestand nur darin, den Seneca-Indianern in die Hände zu fallen, die als Nachhut zurückblieben.

Am Mittag wurde wieder eine kurze Rast gemacht. Dann schwenkte die Abteilung nach Westen ab. Sie hielt sich auf dem meistbegangenen Pfad.

Graue Regenwolken bedeckten die Sonne. Eine kalte, raue Brise fegte die letzten Eichenblätter zu Boden. In der Nacht fielen Schneeflocken.

An neunzehn Stellen leuchteten Feuer auf. Schattenhafte Gestalten beugten sich darüber. Einige mit Bratpfannen, andere mit Kochtöpfen. Andere wieder kamen, um sich zu wärmen. George zitterte vor Kälte auf dem schmalen Felsgrat, wo er versteckt lag. Die Wache kam herein. Da wusste George, dass sie keine Verfolgung befürchteten.

Er spähte von Feuer zu Feuer, in der Hoffnung, Maud zu sehen, aber vergebens. Düstere Verzweiflung ergriff ihn.

Vom nächsten Feuer drangen Stimmen zu ihm. Er konnte kaum etwas verstehen, weil sie sich in der Indianersprache unterhielten.

Nach dem Essen erteilte der Anführer Befehle: »Wie ihr alle wisst, brechen wir morgen bei Tagesanbruch auf nach Niagara. Am anderen Ende des Sees treffen wir uns mit Kilmers Bande und ziehen zusammen weiter. Wer von den Indianern die Truppe verlassen und in seine Heimat zurückkehren möchte, kann morgen früh zu mir kommen und seinen Sold abholen. Die anderen zahle ich in Niagara aus.«

Als der Mann geendet hatte, übersetzte ein Indianer die Worte.

Die Stimmen verstummten. Die Feuer brannten langsam nieder. Die Männer hüllten sich in ihre Decken. Gern wäre George auch hinuntergekrochen. Es waren aber zu viele Wachen in der Nähe.

Diese Nacht war die elendeste in Georges Leben. Schlafen war unmöglich. Es war kalt und der Schnee durchnässte ihn. Der weiße Schnee erhöhte auch die Gefahr einer Entdeckung am Morgen. Das trieb ihn ins Gebet. Er dachte an die Verheißung des Herrn in Hebräer 13,5: »Ich will dich nicht versäumen und dich nicht verlassen.«

Gegen Morgen ging der Schnee in Regen über. Die Waldwege, auf denen die Abteilung marschierte, waren

aufgeweicht und sumpfig und fast der ganze Schnee war geschmolzen.

Am Westufer des Oneidasees stießen sie auf Kilmers Gruppe. Das ergab eine Bande von über hundertfünfzig Mann, darunter ein Viertel Engländer und andere Weiße, die dem Freiheitskampf Amerikas untreu geworden waren.

Unter den Indianern überwogen die Senecas aus den Ortschaften des Genesee-Tals und die Mohawks, die schon lange ihre Heime am Flussufer aufgegeben hatten, um neue Wohnsitze im Norden zu suchen.

In dem Durcheinander, das die Vereinigung der beiden Gruppen mit sich brachte, konnte George näher herankommen, ohne gesehen zu werden. Er wagte sogar, bis ins Lager zu gehen, denn er sah noch mehr junge Männer mit Wildlederjacken. Er entschied aber, dass es nutzlos wäre, Maud am Tag herauszuholen. Also ließ er sich in einer schlanken Tanne nieder und beobachtete.

Viele Indianer stellten sich vor einem Mann auf, der sie auszählte. George wusste, dass das die Männer waren, die die Bande verlassen wollten, um in ihre Dörfer zurückzukehren. Dabei sah er auch eine in eine Wolldecke gehüllte Frau. Es war aber keine Indianerin. Es war ein Mädchen mit honigblondem Haar, das sie in zwei langen Zöpfen über den Rücken trug.

George erkannte Maud. Ein schlanker Indianer ging an ihrer Seite. Der rote Mann wandte sich mit seiner Gefangenen um und rief drei andere Mohawkkrieger. Zusammen ging die Gruppe in nördlicher Richtung.

George schauderte bei dem Gedanken, dass sie weggegangen sein konnten, ohne dass er es gesehen hätte. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre er der Hauptgruppe gefolgt, ohne zu erkennen, dass Maud nicht dabei war.

Er glitt vom Baum und verließ sein Versteck. Die große Gruppe zu umgehen, um sich auf die Spur der abziehenden Männer zu setzen, war zu gefährlich. Also ging er zuversichtlich durch eine Bande Indianer durch. Ihr schwerer, süßlicher Körpergeruch erinnerte ihn an den Kampf auf dem Wagen vor Monaten. Er schritt unbehelligt durch. Ein Engländer, der an einem Feuer hockte, rief: »He, Junge, gib mir mal meine Stiefel.«

George sah die Stiefel, die am Feuer trockneten. Ohne ein Wort zu sagen, ging er hinüber, legte sie dem Mann hin und ging weiter.

Er sah Maud mit den vier Männern sich trostlos dahinschleppen. George lief langsamer und gab sich so gleichgültig er konnte. Sein Herz dröhnte wie die Kriegstrommeln hinter ihm. Sie riefen die zurückgebliebenen Männer zum Marsch nach Niagara.

Er fand eine Stelle, wo er ungesehen von der Hauptarmee in die Wälder schlüpfen konnte. Hinter den Mohawks blieb er zurück, bis sie außer Sicht waren. Zehn Minuten später folgte er. Leicht konnte er ihre Spuren ausmachen. Sie führten etwa acht Kilometer nach Norden. Eine gewundene Rauchfahne zeigte die Stelle an, wo ihr Dorf neben einem kleinen See eingebettet lag.

George verbarg sich unter einem großen Baum und wartete den Sonnenuntergang ab. *Vielleicht finde ich in der Nacht Gelegenheit, Maud zu befreien*, dachte er. Mit einem Gebet auf den Lippen schlief er ein.

Es dunkelte, als er erwachte. Der Polarstern leuchtete trübe vom blassen Himmel. Abseits vom Indianerlager sah er ein mächtiges Lagerfeuer aufflammen. *Wahrscheinlich werden die heimkehrenden Krieger von ihren Squaws begrüßt*, dachte er.

Mit eintretender Dunkelheit kroch George am Boden weiter. Er gelangte auf eine Felskuppe über dem Lager und fand eine kleine zedernbestandene Anhöhe. Von hier konnte er das Lager leicht überblicken.

EIN LEICHTSINNIGER PLAN

Von seinem Ausguck hoch über dem Mohawkdorf beobachtete George, wie die Indianer die Ankunft der Krieger feierten. Schließlich wurde alles still. Das große Feuer erlosch. George schlief, bis der Morgen dämmerte. Der lichtblaue Himmel versprach einen wolkenlosen Novembertag.

Während er die wenig einladenden kalten Bohnen und das geräucherte Fleisch aß, ging ihm manches durch den Kopf. Er wusste, dass niemand vom Fort ihm bis zu diesem Indianerdorf folgen konnte. Seine Spuren waren mit Hunderten anderer vermischt. Selbst von Carl, dem bei Weitem besten Scout im Gebiet von New York, konnte er keine Hilfe erwarten.

Etwas aber musste geschehen. Maud musste befreit werden. George hatte gehört, dass Gefangene getötet wurden, wenn die Nahrung knapp wurde. Weiter hatte er gehört, dass die Indianer die blutigen Skalpe den Engländern brachten. Sie bekamen dann ein paar Dollar für das Stück. Es musste etwas getan werden.

Vor dem größten der vier trostlosen, dürftigen, rindenbedeckten Häuser, aus denen das Dorf bestand, bellte ein gelber Hund. Die Tür, nur eine Decke über der Öff-

nung, wurde beiseitegeschoben. Drei Frauen watschelten heraus wie die Enten. Eine blies die schwelende Asche an. Eine andere brachte Holz. Die dritte fachte ein helles Feuer an.

Zwei weitere Squaws kamen hinzu. Gemeinsam hielten sie das Feuer am Laufen. Aus einem großen Topf stieg eine Dampfwolke in die scharfe Morgenluft. Eine der Frauen rief. Von seinem Platz aus konnte George ihre dünne Stimme hören. Fünf Krieger und ein Trupp Kinder jeden Alters kamen herzu. Im hellen Morgenlicht rieben sie sich die Augen.

Mit viel Geschwätz und Gestikulieren scharten sich die Indianer um das Feuer. Sie steckten die Hände in den Topf und aßen mit den Fingern.

George beobachtete gespannt. Er hoffte, Maud zu sehen, aber er konnte nichts von ihr entdecken. Es schien, als wäre jede lebende Seele im Dorf zum Frühstück um das wärmende Feuer versammelt. Das beunruhigte ihn. Wenn die Indianer, die er bei ihr gesehen hatte, weitergezogen wären, so hieße das, sein Versteck verlassen zu müssen und zu versuchen, ihre Fährte bei Tageslicht aufzunehmen.

Nach dem Essen trennten sich die Indianer. Nur eine der Squaws blieb beim Feuer, um eine Portion Maisbrei auf einen Teller von Birkenrinde zu schöpfen und damit in der kleinsten Hütte zu verschwinden.

Ich hoffe, das bedeutet, Maud ist darin. Hoffentlich ist das Essen nicht so schlecht, dass Maud es nicht genießen kann. Er schob sich langsam näher heran. Aber den scharfen Augen der Indianer durfte er sich nicht aussetzen. Das würde seinen Skalp und wahrscheinlich auch den Skalp Mauds bedeuten.

Die Squaw kam zurück und füllte den Rindenteller wieder. *Maud muss großen Hunger haben, dachte George. Oder es befinden sich noch mehr Gefangene in der Hütte.*

Er prüfte das Dorf ganz genau auf eine Möglichkeit, zu Maud zu gelangen. Außer den vier Gebäuden war da so etwas wie ein offener Schuppen. Zwei magere Pferde waren angebunden. In einer anderen Rindenhütte schienen sie Fleisch zu räuchern. Zwei kleine, windschiefe Schuppen, an einer Seite offen, waren mit Maisstängeln gefüllt. In einem dritten lag getrockneter, noch ungeschälter Mais. George sah, wie eine der Squaws einen Korb mit Kolben füllte.

Plötzlich lauschte George gespannt. Ein Zweig zu seiner Linken knackte. Er drückte sich auf den Boden und wartete. Zwei Indianerjungen, beide etwa acht Jahre alt, krochen auf ihn zu mit kleinen, gespannten Bogen und Pfeilen darauf.

George glaubte schon, sie hätten ihn gesehen, weil sie sich auf ihn zubewegten. Sie hielten aber an und hock-

ten sich nieder. Wenn sie weitergingen, würden sie seinen Rucksack finden, den er unter einem überhängenden Stein halb verborgen hatte. Dann würden sie ihn bestimmt entdecken. Er betete inbrünstig zum Herrn um Bewahrung.

Zwanzig Minuten saßen die Jungen in der Sonne und unterhielten sich in der Mohawksprache. Er versuchte, etwas davon zu verstehen. Aber die kehligen Laute waren so verwirrend wie das Schelten eines Eichelhähers.

Ein gestreiftes Eichhörnchen huschte über Georges bewegungslose Füße und sprang auf die Jungen zu. Sie machten ihre Bogen schussfertig. Ihre Gesichter, dunkel und schmal, drückten äußerste Spannung aus. Ein Pfeil flog und traf das Eichhörnchen in die Nase. Mit furchterregendem Geschrei stürzten die Jungen auf das tote Tier zu. Da erkannte George, dass es ein Spiel war. Ein Spiel, das mit dem Tod eines weißen Mannes endete. Mit Triumphgeheul rannten sie den Abhang hinunter ins Dorf. Eine Gruppe Kinder beglückwünschte sie, als sie das tote Tier sahen.

Der Tag verging. Die Krieger hielten sich an sonnigen Plätzen auf, als es kühler wurde und die Schatten länger wurden. Sie verrichteten aber keine Arbeit. George nahm an, das liege daran, dass sie gerade erst aus dem Krieg zurückgekommen waren.

Die Frauen waren immer beschäftigt. Einige mahl-

ten Mais. Andere bereiteten die Tierhäute zu. Eine junge Frau hütete ihr Baby, das in ein Fell gehüllt auf ein Brett gebunden war.

Mehrmals kamen die Kinder während ihres Spiels in Georges Nähe. Jedes Mal betete er, und jedes Mal liefen die Kinder wieder weg. Er dankte dem Herrn dafür.

Keiner betrat vor Sonnenuntergang die Hütten. Es schien Sommer zu sein, obwohl die Bäume ihr Laub und das Gras seine grüne Farbe verloren hatten.

Die Frau, die das Essen in die Hütte getragen hatte, ging wieder hinein. Die Decke am Eingang bewegte sich, und eine andere Gestalt trat heraus in die Sonne. Maud!

Sie trug noch immer ihr Kleid. Von dem Marsch durch den Wald war es zerfetzt. Ihre Wildlederjacke war am linken Ärmel aufgerissen. Die Frau führte das Mädchen zu einem hohlen Mahlstein. Dann setzten sie sich nieder, nahmen zwei runde Steine und begannen damit, eine Handvoll Mais in der Höhlung zu mahlen.

Nachdem der Mais zu feinem Mehl zerrieben war, hörte Maud auf und blickte sich um. George sah die Sonne auf ihrem honigblonden Haar glänzen, als sie es flocht und dann auf neues Korn zum Mahlen wartete.

Eine weitere Frau trat herzu, und Maud lächelte während der Unterhaltung. *Dem Herrn sei Dank*, dachte George. *Sie wird wenigstens nicht schlecht behandelt.*

Einer der Krieger stand auf und ging in östlicher Richtung davon. Langsam folgten die anderen und lauschten. Einer der gelben Hunde begann zu bellen. Dann ein anderer. Schließlich bellte und knurrte die ganze Meute.

Die Indianer holten ihre Musketen aus dem Haus und machten sie schussfertig. Einer rief die Frauen und Kinder. Dann rannten sie in die Wälder. Maud nahmen sie mit.

Nur fünf Mohawks schienen im Lager zu bleiben. Sie sahen schwach aus. George erwartete einen Trupp amerikanischer Befreier. Aber diese Hoffnung verflog schnell.

Einer der Indianer stieg auf das niedrige Dach des Hauses und schaute ein paar Minuten nach Osten. Dann winkte er denen zu, die unten waren, rief und lachte. Die anderen atmeten erleichtert auf und lehnten ihre Gewehre an einen Baum.

Auf einen Zuruf kamen die Frauen und Kinder wieder aus den Wäldern zurück. Maud ging zur Handmühle und mahlte weiter Mais. George sah, wie sie Tränen der Enttäuschung abwischte. Auch sie hatte Befreier erwartet.

Entferntes Hufgeklapper zeigte die Ankunft der Besucher an. Dann kamen dreißig weiße Männer. Sie führten ihre Pferde. Dann mindestens sechzig Indianer, Mohawks und Senecas. Die weißen und roten Männer

schiene erschöpft. Lustlos legten sie sich in der Sonne zum Schlafen nieder. Die Frauen bekamen Befehl, Essen zuzubereiten.

Ein großer, dunkelhaariger Mann erregte Georges Aufmerksamkeit. Er ging dahin, wo Maud arbeitete.

Etwas an dem Mann fiel George auf. Er betrachtete ihn aus der Entfernung, so gut es ihm möglich war. Der schwarze Bart ließ ihn das Gesicht nur halb erkennen. Die verschlissene Uniform wies ihn als Engländer aus. Spannung durchpulste George. Sein pochendes Herz schien zu dröhnen wie eine Trommel.

Fast hätte er seine Verzweiflung laut hinausgeschrien. Der Mann da unten war sein Vater!

Jetzt bückte sein Vater sich zu Maud hinunter und sagte ein paar Worte. Ein anderer Mann kam heran, hielt kurz an und ging weiter. Wieder sprach sein Vater. Es schien eine eilige, ernste Unterhaltung zu sein. Zweimal schien Maud in den Wald zu schauen.

Fünf Minuten später ging sein Vater weg. George sah erstaunt, dass Maud mit ihrem Jackenärmel Tränen wischte. Betäubt und verwirrt versuchte er, einen Plan zu entwerfen. Er hatte nun seinen Vater mit eigenen Augen gesehen, und zwar zusammen mit dem Feind. Er sprach mit ihnen. Er trug ihre Uniform. Er war mit ihnen unterwegs. Wie war das möglich? Bestimmt würde es der Herr

nicht zulassen. Und doch war es offensichtlich. So klar wie der Tag.

Andere englische Soldaten sprachen mit Maud. Einer ging zu den Dorfindianern und sprach ein paar Minuten mit ihnen. George sah, wie einer der Indianer den Vorschlag kopfschüttelnd ablehnte. Vielleicht handelte es sich um den Kauf des Mädchens.

Wieder sprach Georges Vater mit dem Mädchen. George sah, wie Maud zuhörte, während sie den runden Stein auf den Mais in der Höhlung warf.

Dann kamen zwölf Weiße und drei Indianer. George schaute lustlos zu. Er dachte nur an seinen Vater und seine scheinbare Verräterei. Was sollte er Mutter und Schwester erzählen? Und Captain Snows Stimme, die immer voller Hohn und Verachtung war. Auch Lumberkin, der Scout. Noch immer tönten ihm ihre Worte in den Ohren: »Samuel Lockan ist ein Verräter.«

Ein leichtsinniger Plan schoss George durch den Kopf. Es war einmal gelungen. Vielleicht gelang es auch diesmal. Er wollte seinen Rucksack auf den Rücken schnallen und kühn in das Haus gehen, wo Maud die Nacht zugebracht hatte. Wenn es gelang, würde er Maud in der Nacht befreien und mit ihr fliehen. Wenn es nicht klappte, kümmerte es ihn nicht. Er konnte nicht nach Hause gehen und erzählen, was er gesehen hatte.

Vier der Weißen und drei Indianer gingen mit ihren Musketen in die Wälder. Zwanzig Minuten später erklangen hintereinander drei Schüsse. George sah die Männer mit zwei Hirschen zurückkommen. Sie wurden gehäutet.

Viele umringten das Wild. Andere trugen das Fleisch zu den Squaws am Feuer.

In all dieser Unruhe kann ich meinen Plan ausführen, dachte George. Er ließ seine Muskete unter dem Baum, ging kühn um das Dorf herum zu dem Haufen Menschen und beobachtete das Häuten der Tiere.

»Hier! Bring das den Squaws!« Ein Mann drückte ihm ein großes Stück Fleisch in die Hand. Wortlos gehorchte George. Er wünschte sehnlichst, nicht auf seinen Vater zu treffen.

Er kam an Maud vorbei, die gerade Mais auffüllte. Sie blickte auf. Keuchend wollte sie aufspringen. Doch George zischte leise: »Nein, bleib, wo du bist. Du kennst mich nicht.«

Er warf das Fleisch beim Feuer nieder und ging zu dem Haus, aus dem Maud gekommen war. Niemand achtete darauf, als er in die Hütte schlüpfte.

Erst konnte er nichts sehen. Das Licht war zu schwach. Nur die Ritzen in der Rinde ließen ein paar Lichtstrahlen herein.

DIE BEGEGNUNG

George wartete im Eingang, bis er sich an die Dunkelheit in der Rindenhütte gewöhnt hatte. Ein paar Decken lagen durcheinander auf einem Haufen Stroh an der Wand. Ein dunkler, verkohlter Fleck in der Mitte des Hauses zeigte, wo bei klarem Wetter das Feuer brannte. Der einzige Ausgang für den Rauch war ein Loch im Dach. An der anderen Wand, an der die Indianer schliefen, war Mais zum Trocknen auf ein Gestell gehängt.

Am äußeren Ende des hallengleichen Raumes waren zwei Wildhäute senkrecht zum Trocknen aufgespannt. *Dahinter habe ich ein gutes Versteck*, dachte George.

Gerade wollte er darauf zugehen, als er rasselndes Schnarchen vernahm. Er drehte sich zu dem Geräusch um. Wieder drang es an sein Ohr. Endlich entdeckte er einen Indianer auf einem Haufen Stroh.

Zu Georges Erleichterung schlief der Indianer fest. Es schien ein alter Mann oder eine alte Frau zu sein. In dem trüben Licht konnte er es nicht genau erkennen. Langes, weißes Haar umrahmte das Gesicht.

Draußen nahm die Bewegung zu. George schnitt einen Schlitz in die Ulmenrinde, um nachzuschauen. Durch die

Öffnung drang die Sonne herein. Er konnte den ganzen Platz und das Feuer überblicken. Die Männer drängten herzu. Die Frauen teilten das gekochte Wildfleisch aus. Auch Georges Vater nahm seinen Teil und ließ sich kaum zehn Meter von ihm entfernt nieder.

Wieder überflutete George eine Welle der Enttäuschung. Er sah, wie sein Vater einer Indianerfrau einen Zinnteller aus seinem Rucksack gab. Sie füllte ihn mit Maisbrei. Der Mann beugte einen Augenblick das Haupt und begann dann zu essen.

George war verwirrt. Für die Anwesenheit seines Vaters bei den Engländern musste es doch einen Grund geben. Doch welcher Grund konnte es sein?

Maud ging zu Georges Vater und gab ihm noch ein Stück Fleisch. Sie wollte etwas sagen. Einer der Krieger wies sie scharf zurück. George hörte die kehligen Worte: »Du gehen zurück, wo Squaws arbeiten. Du nicht wieder herkommen.«

Ohne ein Wort der Erwiderung ging Maud weg. George las Kummer und Furcht in ihrem Gesicht. Die Stimme seines Vaters drang zu ihm. Er bat den Indianer, ihm das Mädchen zu verkaufen.

Wieder erklang die scharfe Stimme des wütenden Mannes: »Nein. Ich habe versprochen, sie an Freund von mir zu verkaufen. Morgen er kommen.«

Morgen! Das Wort tönte in Georges Ohr. Morgen! Wenn etwas geschehen sollte, musste es heute sein.

Die Schatten wurden länger. Mit der untergehenden Sonne wurde es kühler. Englische Soldaten zündeten Feuer an. Sie bildeten kleine Gruppen, unterhielten sich und diskutierten.

Das schwindende Tageslicht gab George Gelegenheit, ein Loch in die Rinde zu schneiden. Er konnte mit Maud da hindurch entweichen, wenn es möglich war. Dann befestigte er das Stück wieder, sodass es niemand sehen konnte. Er ließ sich nieder und wartete.

Zwei Kinder kamen herein, gefolgt von vier anderen. Sie purzelten durcheinander, rauften und sprangen auf den Haufen Stroh. Dann trat eine Squaw ein und murmelte etwas in der Mohawksprache. Die Kinder wurden sofort ruhig.

Von seinem Platz hinter der Wildhaut aus sah George nun zwei Gestalten hereinkommen. Zunächst glaubte er, es seien zwei Indianer.

»Ich werde dich heute Abend nicht fesseln, du gutes Mädchen«, sagte eine Indianerin in gebrochenem Englisch.

Dann hörte er Mauds Stimme: »Ich danke Ihnen. Sie sind sehr freundlich.«

»Ich lieben weiße Schwester. Ich hören Samuel Kirk-

land erzählen von eurem Gott. Ich denken, Indianergott vielleicht nicht gut. Vielleicht Indianergötter manchmal zornig. Ich nicht wissen.«

»Ich weiß, Sie hätten Freude, wenn Sie Ihr Vertrauen auf den Herrn Jesus Christus setzen würden.«

»Vielleicht. Ich weiß nicht.«

Maud fragte: »Wo haben Sie die Sprache des weißen Mannes gelernt?«

»Vor dem Krieg arbeitete ich bei Jake Custers Frau. Sie mich lehren. Sie tot jetzt. Krieger nahm ihren Skalp. Vor dem Krieg gute Tage. Jetzt schlechte Tage. Hunger und Angst. Mein Mann tot. Jetzt ganz traurige Tage.«

George hörte, wie Maud der Indianerfrau eine gute Nacht wünschte. Er blickte hinter der Wildhaut hervor, konnte aber nichts sehen. Dann sah er im Feuerschein, dass Maud sich kaum einen Meter von ihm entfernt in ihre Decke gewickelt hatte.

Endlich war alles ruhig. George wusste, dass Maud gesehen hatte, wie er in das Rindenhaus gegangen war. Er hoffte, sie würde wach bleiben.

Leuchtend stand der Mond am Himmel. Ein paarmal bellte ein Hund. Dann war alles totenstill. Nur der Indianer schnarchte.

»Maud«, flüsterte George.

Die Antwort kam ganz aus der Nähe. »Ja.«

»Kannst du hinter die Haut kommen?«

Ein paar Sekunden war alles still. Dann leises Rascheln von Stroh, als das Mädchen zu ihm kam. Er fühlte ihren Arm auf seinem und schob sich rasch durch die Rindenöffnung. Kühle Nachtluft kam herein. Leise nahm er seinen Sack. Maud folgte ihm.

Eine Zeit lang beobachtete er die schlafenden Soldaten. Einige schnarchten. Einer bewegte sich, setzte sich auf und blies ins Feuer, um es anzufachen.

Im Westen hörte er den Schritt der Wache. Sie ging hin und her. Er wusste: Auf jeder Seite waren Wachen. Sie waren ein Hindernis für seine Flucht.

Er nahm Maud an der Hand und umging die Rückseite des Hauses nach Osten. Ein magerer, hungriger Hund schnüffelte an seinem Fuß. George holte ein Stück Wildfleisch aus seinem Sack und warf es dem Hund zu. Der legte sich nieder und freute sich über den Festschmaus.

George führte Maud in die Wälder und atmete auf, als sie das schützende Dunkel erreicht hatten. Sie blieben stehen und horchten. Da waren Schritte! Sie kamen direkt auf sie zu!

Im fahlen Licht des Mondes sah George den blitzenden Gewehrkolben der Wache. Mit leisen Schritten kam der Mann heran. Näher und näher. Seine große Gestalt bewegte sich ungezwungen.

Plötzlich, drei Meter entfernt, blieb er stehen. Es sah aus, als hätte er sie gesehen. George wusste aber, dass dies nicht sein konnte.

Die Wache fragte leise: »Ist jemand hier?«

Maud antwortete leise, damit die anderen Wachen sie nicht hören konnten: »Das Mädchen, mit dem Sie heute Nachmittag gesprochen haben. Ich fliehe.«

Der Mann trat näher. »Wer ist bei dir?«

»George Lockan«, antwortete Maud.

»George Lockan! George Lockan!«, keuchte der Mann. Er ließ sein Gewehr fallen und stürzte vorwärts. Er schlang die Arme um den noch immer sprachlosen Jungen.

George machte sich steif, als die Arme ihn fast erdrückten.

Sein Vater flüsterte: »Mein Sohn, mein Sohn!«

Die Tränen würgten George, als er leise aufschrie: »Papa, Papa, was hast du getan?«

Der Mann trat zurück. Er hielt Georges Arm einen Augenblick fest und flüsterte: »Beeilt euch! Ihr müsst gehen. Geht so schnell ihr könnt! Wenn sie euch folgen, werde ich mein Möglichstes tun, um sie von eurer Fährte abzulenken. Aber beeilt euch! Lauft!«

Noch immer verwirrt nahm George Mauds Hand und ging weiter durch die Wälder. Der Mond gab helles

Licht auf den Weg. Nach zwei Stunden kamen sie in eine Felsenschlucht.

»Maud, das war mein Vater«, stammelte George.

»Ich wusste es erst, als ich es bei den Indianern hörte. Heute Nachmittag sprach er mit mir.«

George sank in düsterer Stimmung zu Boden und vergrub den Kopf in beide Hände. Er schluchzte herzzerbrechend. »Sie sagten, er ist ein Verräter. Ich glaubte ihnen nicht. Jetzt muss ich es.«

Maud kniete neben ihm. »George, er ist kein Verräter. Er sprach mit mir und gab mir eine Botschaft. Er ist wirklich kein Verräter. Er ist im Auftrag von Captain Lemming unterwegs. Er gab mir eine Nachricht, die noch vor Beginn des Winters ausgerichtet werden muss.«

George hob den Kopf. Er verstand die Worte nur halb. »Was? Was sagtest du?«

Maud erklärte ihm: »Heute Nachmittag kam dein Vater – da wusste ich aber noch nicht, dass er es ist – zu mir, als ich gerade Mais mahlte. Er fragte mich, ob ich gefangen sei. Ich bejahte es. Dann fragte er, ob Fluchtmöglichkeit bestände. Ich antwortete ihm, ich sei erst kurze Zeit da. Hätte aber Hoffnung, dass jemand kommen würde, mich zu befreien.« Maud hielt inne.

George beugte sich vor, die Augen fest auf sie gerichtet. »Sprich weiter.«

»Er sagte, er hätte eine sehr wichtige Botschaft an das Hauptquartier. Sie müsste so bald wie möglich durchgegeben werden. Weiter sagte er, er könne die englischen Linien noch nicht verlassen, weil noch weitere Informationen gebraucht werden.«

Erst jetzt ging George die volle Bedeutung des Gehörten auf. Mit einem dankbaren Seufzer rief er aus: »Preis dem Herrn!«

»Ich freue mich ja so, George! Ich bin froh, dass du gekommen bist und mich befreit hast. Die indianischen Frauen sind gut, die Männer aber grausam. Einer sprach mich in seiner Sprache an. Ich habe ihn aber nicht verstanden. Da hat er mich ausgepeitscht. Eine Englischsprechende Frau sagte mir, was er wollte. So bin ich weiteren Schlägen entgangen.«

George legte schützend einen Arm um sie und fragte dann: »Was für eine Botschaft hat dir mein Vater gegeben?«

»Ich sollte Captain Lemming sagen, dass er am Morgen des 26. Dezember in Fort Ticonderoga sein soll. Die Erkennungsnummer ist eins-vier-zwei. Er sagte, Captain Lemming würde es verstehen.«

Ein Glücksgefühl erfüllte George. »Papa hat sich also mit diesem Siedler angefreundet, der es mit den Engländern hält. Aber nur, um hinter die englischen Linien

zu kommen und die ganze Zeit Informationen zu sammeln. Oh, ich wusste, dass Papa niemals sein Vaterland betrügen würde!«

AUF DER FLUCHT

Überglücklich in der Gewissheit, dass sein Vater kein Verräter war, drängte George mit neuem Mut vorwärts. Er wählte die südöstliche Richtung, weil er hoffte, den Westkanadafluss zu erreichen. »Einmal an den Ufern dieses Flusses angekommen, wird es für uns leicht sein, nach Süden an den Mohawk zu gelangen«, sagte George zu Maud. »Dort steht Fort Herkimer. Da können wir ausruhen und dann westwärts nach Fort Killypox weitergehen.«

Eine silberweiße Wolke bedeckte den Mond. Das Wandern wurde schwieriger. Oft stolperten sie über gestürzte Bäume. Zweige peitschten ihnen ins Gesicht. An Mauds rechtem Mokassin war die Naht geplatzt.

Die Wolke war über den Mond hinweggezogen. Das Land lag wieder unter dem geheimnisvollen Licht. George sah vor sich einen Hügel aufragen.

»Dort wollen wir hinauf, Maud. Da können wir ausruhen. Von dort aus können wir auch sehen, ob wir verfolgt werden.«

Mauds Stimme klang müde. »Ich werde es versuchen.«

George nahm sie an der Hand und führte sie.

Der steile Hang war im Halbdunkel schwer zu besteigen. Zweimal ließen sie sich nieder, um Atem zu schöpfen. Schließlich waren sie oben.

»Maud, gib mir deinen Mokassin. Ich werde einen Lederriemen zurechtschneiden und ihn wieder zusammennähen. Währenddessen solltest du schlafen. Wir müssen beim Morgengrauen weiter. Ein Zusammenstoß mit einem Mohawk würde unser Ende bedeuten. Wenn ich nur meine Muskete noch hätte ...«

»Ich war so erschrocken, als der Indianer mich packte«, sagte Maud. »Ich wollte schreien. Ich wusste aber: Er hätte mich getötet, wenn ich es getan hätte. Ich glaube, ich habe nur ein bisschen geweint. Dann habe ich gebetet. Ich habe die ganze Zeit gebetet. Ich weiß: Der Herr ist mit uns.«

»Der Herr hat auch meine Gebete erhört und mich dich finden lassen. Auch die für meinen Vater. Es ermutigt einen Menschen, wenn er erkennt, dass der Herr ihm nahe ist. Wie verworren die Umstände auch sein mögen«, fügte George bewegt hinzu.

Dann erzählte er seine Abenteuer. Maud hörte die letzten Worte nicht mehr. Der Schlaf hatte sie überwältigt. George hörte ihr leises Atmen und deckte sie mit seiner Jacke zu.

Es war eine schwierige Arbeit, im Dunkel den Mo-

kassin zu nähen. Er musste aber bis zum Tagesanbruch fertig sein. George arbeitete, bis er mit seiner Arbeit zufrieden war. Der Mond hatte sich hinter einer grauen Wolkenbank verkrochen. Ein rauer Wind kam von Norden.

In dem erwachenden Morgen krächzte eine Krähe. Maud schlief noch. George ließ sie liegen und kletterte auf einen Baum. Er spähte nach Verfolgern aus.

Als er zurückkam, hatte Maud sich aufgesetzt und rieb sich verschlafen die Augen. Sie schüttelte ihr Haar aus, das während der Flucht durch Zweige zerzaust worden war. Dann flocht sie ihre Zöpfe.

George holte seine letzten Nahrungsmittel aus dem Rucksack. Sie verzehrten schweigend das kalte, geräucherte Wildfleisch.

»Wir sind noch mindestens zwei Tage von zu Hause weg. Das bisschen Mais ist alles, was wir noch haben. Wir sollten ihn für später aufheben«, schlug George vor.

Maud tat den Mais in ihre Jackentasche, und George verbarg den Rucksack unter Baumwurzeln. »Es hat keinen Zweck, etwas mitzunehmen, was uns hinderlich sein könnte. Jetzt habe ich nur noch mein Messer. Ich weiß aber nicht, ob uns das viel helfen kann.«

»Es sieht nach Schnee aus«, meinte Maud und wies auf den bedeckten Himmel.

»Ich hoffe es nicht. Der Weg ist auch ohne Schneetreiben beschwerlich genug. Auch wären dann unsere Mokassins praktisch wertlos.« George fuhr fort: »Nun, wir müssen weiter, Maud. Vorher wollen wir noch den Herrn um Hilfe bitten.«

Sie knieten nieder und beteten laut. Sie baten den Herrn, ihre Schritte zu lenken und sie hindurchzutragen. Dann eilten sie den bewaldeten Hügel hinab.

Meist war das Land eben. Gelegentlich aber machten ein Hügel oder eine Schlucht das Gehen beschwerlich. Der Himmel über ihnen schien immer niedriger zu werden. Gegen Mittag fielen die ersten Flocken. Groß, locker und nass.

In wenigen Minuten hatte der Schnee das Land in eine weiße Decke gehüllt. Eine Schar Meisen schwatzte, und ein lärmender Eichelhäher schimpfte über eine tief fliegende Krähe.

»Wenn uns jemand auf der Fährte ist, findet er uns bestimmt. Sieh nur unsere Spuren«, sagte George. Sie lagen hinter ihnen wie eine lange Linie im Schnee. George schauderte. »Und wir können nicht das Geringste dagegen tun.«

»Meine Füße sind ganz nass, George.«

»Heute Abend zünden wir ein Feuer an und trocknen unsere Sachen.«

Am späten Nachmittag wurde das Gelände hügelig.

Auf der Höhe einer Kuppe blickte George zurück. »Sieh, Maud!«, rief er aus. »Da hinten. Siehst du den jungen Indianer? Er ist uns auf der Spur!«

Maud zitterte vor Angst. »Was tun wir?«

»Ich weiß es nicht. Schau, wie er rennt. Noch hat er uns nicht gesehen.« Wirklich, der Indianer jagte ihnen nach. Bald würde er sie eingeholt haben.

George zog Maud hinter sich her. Sie rannten den steilen Hang hinunter. »Wir müssen uns ein Versteck suchen.«

Zur Linken sahen sie einen großen Felsblock. George umging ihn und suchte dahinter Deckung. Er schob Maud unter eine vorspringende Ecke des Felsens. Dann schaute er zurück. Der Indianer sprang die Anhöhe herauf und kam voll in Sicht. Er trug einen Bogen, aber keine Muskete. Im Gürtel sah George einen Tomahawk und ein Messer hängen.

Der Krieger kam näher. So nah, dass George die Skalplücke und die hohen Wangenknochen erkennen konnte. Er duckte sich. Die Schritte kamen immer näher. Er wartete. Es war nur eines zu tun: den Mohawk überraschen und angreifen!

Siebzehn Meter, dreizehn, zehn, sieben, drei. Jetzt! George sprang auf und stürzte sich auf den Feind. Der

Indianer ließ seinen Kriegsruf erschallen und wand sich heftig, um dem Griff von Georges Händen zu entgehen. George drehte den rechten Arm des Indianers um. Er musste ihn aber loslassen, weil der Mann den Tomahawk greifen konnte. Die steinerne Waffe fuhr gegen Georges Kopf und verfehlte ihr Ziel um den Bruchteil eines Zentimeters.

Wieder hob der Indianer den Tomahawk. George landete seine Rechte auf der Nase des Mannes. Der Schlag betäubte ihn, und George sprang auf ihn zu. Er entwand ihm die Waffe und warf sie weit weg.

Jetzt blitzte das Messer des Kriegers auf. George ergriff die langen, dünnen Finger, die es festhielten, und drehte ihm das Handgelenk um. Das Messer fiel in den Schnee. Wieder schlug George zu, als sich der Indianer nach seinem Messer bückte. Das Messer rutschte auf die Seite. Der Krieger ließ sich auf den Boden fallen und griff danach, aber George stieß es außer Reichweite. Plötzlich drehte sich der Mohawk auf den Rücken, nahm die Beine zusammen und stieß zu. Der Schlag traf George in die Magengrube. Taumelnd stürzte er über einen umgefallenen Baum.

Mit wildem Schrei stürzte der Krieger vorwärts. Seine Finger krallten sich um Georges Hals. Der Griff verstärkte sich. Blindlings schlug George in das Gesicht vor ihm.

Er konnte kaum noch atmen. Die Augen schienen ihm aus den Höhlen zu treten. Eine seltsame Schwäche befiel ihn.

Da erklang ein dumpfer Ton. Der Druck der Finger löste sich, und der Indianer rollte auf die Seite. George sog die Luft in vollen Zügen ein. Er öffnete die Augen und sah oben Mauds tränenüberströmtes Gesicht. Sie hielt ein schweres Stück Holz in der Hand.

Schwerfällig erhob sich George und keuchte: »Du hast ihn gut getroffen. Du hast mir das Leben gerettet.« Aus seinen Worten hörte man die Bewunderung für Mauds Mut.

Schnell fesselte er dem Indianer Arme und Beine mit Lederriemen.

»Was sollen wir mit ihm machen?«, fragte Maud.

»Die meisten Leute würden ihn töten. Ich könnte es nicht«, sagte George und rieb seinen steifen Hals. »Wir können ihn hier liegen lassen. Dann finden ihn die Indianer vom Lager.«

Er holte Tomahawk und Messer und warf sie fort, so weit er konnte. »Für alle Fälle nehmen wir Pfeile und Bogen mit«, sagte er.

»Auf dem Boden wird er erfrieren«, meinte Maud. »Ich werde einen Platz säubern und Tannenzweige als Unterlage zurechtschneiden.«

Inzwischen war der Indianer wieder zum Bewusstsein gekommen und starrte seine Überwinder ausdruckslos an. Der Blick schien Achtung auszudrücken und zugleich Furcht.

George fragte: »Sprichst du Englisch?«

Ein grunzendes Gemurmel war die einzige Antwort.

George hielt es für ein »Ja« und fuhr fort: »Andere Leute würden dich töten und dich zum Fraß für Füchse und Krähen liegen lassen. Das kann ich aber nicht, weil ich ein Nachfolger des Herrn Jesus bin. Wir lassen dich gefesselt hier liegen. Dann finden dich deine Leute.«

Schnell holte er einen Arm voll Tannenzweige und baute eine Liege. Dann legten sie den Indianer darauf. Als sie weggingen, lag der Schnee etwa drei Zentimeter hoch. Die Spuren waren sofort wieder verschwunden.

Am Abend kamen sie an einen schmalen Fluss, der noch nicht gefroren war. George rief aus: »Das muss der Westkanadafluss sein. Hier wollen wir für die Nacht bleiben.«

»Ob wir es wohl wagen können, ein Feuer anzuzünden?«, überlegte Maud. Sie wrang ihre Jacke aus. Der geschmolzene Schnee lief in schmutzigen Bächen herunter.

»Wir brauchen trockene Sachen. Wir würden in dieser nassen Kleidung erfrieren.« George nahm sein Messer und schnitt sich Späne für ein Feuer zurecht.

Lautlos fiel noch immer Schnee. Er hüllte die Bäume in Weiß. Es war so still, dass sie nur ihren eigenen Atem hörten.

Die wenigen Hände voll Mais waren alles, was sie zu essen hatten. Als aber ihre Kleider trocken waren, fühlten sie sich wieder wohler. Sie beugten die Köpfe, um dem Herrn dafür zu danken, was er für sie getan hatte.

»Maud, wenn ich nicht irre, müssen wir etwa 35 Kilometer nach Süden gehen. Falls morgen der Schnee nicht zu hoch liegt, könnten wir die Strecke vielleicht bewältigen.«

Das Feuer erleuchtete das Westufer des Flusses. George ging einige Hundert Meter weit, um festzustellen, ob es zu sehen war. Nach seiner Rückkehr sagte er: »Ich zweifle daran, dass das Feuer zu sehen ist. Ich werde aber Wache halten und ein wenig spähen.«

Am folgenden Morgen gingen sie ein Stück am Fluss entlang. George war die ganze Nacht wach geblieben. Als es aufgehört hatte zu schneien und die Sonne wieder durch die Wolken guckte, blieb er stehen. »Da ist etwas verkehrt«, murmelte er. »Der Westkanadafluss fließt im Allgemeinen nach Süden. Dieser Fluss biegt aber nach Westen ab.«

»Weißt du das genau?«, fragte Maud.

»Ganz genau. Wir sind am verkehrten Fluss.« Georges Gesicht drückte Besorgnis aus. »Ich fürchte, wir haben uns verlaufen.«

Er blickte auf die Sonne. Seiner Ansicht nach hatten sie sich in entgegengesetzter Richtung von Killypox entfernt. Er drehte sich nach Süden um. Jetzt hatte er die Sonne zur Linken. Den ganzen Tag wanderten sie durch Schnee und durch endlosen Wald. Am Weg sah er ein paar Eichhörnchen. Die Pfeile fielen aber immer zu kurz.

»Wir müssen etwas zu essen haben, sonst sind wir zu erschöpft, um zu laufen. Wir sollten ein Feuer anzünden. Dann werde ich ein Wild jagen.«

Am Feuer trocknete Maud ihre Füße. George lief in den Wald. Die Luft war schneidend kalt. Der Schnee knirschte unter den durchweichten Mokassins.

Ein Blauhäher mit blauen und weißen Federn sprang auf einen Ast über Georges Kopf. Ein Pfeil traf den Vogel in die Seite. Er fiel in den Schnee.

Ein großes, graues Eichhörnchen sprang vor George auf einen Baum. Wieder surrte ein Pfeil. Er bohrte sich in einen jungen Baum. Das Eichhörnchen kreischte warnend und verschwand. Eine Stunde verging. George wurden die Füße taub. Die Zähne schlugen ihm aufeinander. Entmutigt von seinem Misserfolg schleppte er sich zum

Feuer. »Ich habe nur diesen Blauhäher. Es wird eine magere Mahlzeit.«

»Ich helfe dir«, sagte Maud. Sie rupfte den Vogel. Auf ein Stöckchen gespießt wendeten sie das Tier über dem Feuer, bis es gleichmäßig braun war. Dann dankten sie dem Herrn und aßen schweigend.

DIE GROSSE WENDE

Nachdem alles verzehrt war, brachen sie nach Süden auf. Die Nachmittagssonne ließ den Schnee glitzern. Sie kämpften sich bis zum Abend durch Schneewehen. Ein Feuer hob ihre trübe Stimmung nur wenig. George steckte ihre Mokassins auf Stöcke und drehte sie ständig um, damit sie nicht verbrannten.

»Es tut mir leid, dass ich meine Muskete nicht mitgenommen habe. Ich hätte dann wenigstens ein paar von den Eichhörnchen geschossen, die wir gesehen haben«, sagte George.

»Ich möchte gern wissen, wie lange wir noch bis nach Hause brauchen.« Maud hustete beim Sprechen.

»Ich weiß es nicht. Aber weiter unten im Süden müssen wir irgendwann auf den Mohawkfluss stoßen.«

Sie hatten die Mokassins getrocknet und das Feuer mit Schnee erstickt. Nun schleppten sie sich durch den öden Wald, schweigsam und sorgenvoll. George wusste: Maud hatte sich erkältet. Und das zwickende Gefühl im Magen. Das war Hunger. Maud klagte nicht, doch George wusste, dass sie mehr litt als er.

Schwirrendes Flügelschlagen ein paar Meter über ihnen. George sah eine fette Gans auf einen tief hängen-

den Ast fliegen. Schnell legte er einen Pfeil auf. Maud bewegte sich nicht. Unter Gebet eilte er vorwärts. Ausdruckslos sah ihn der Vogel an. Aus fünf Metern Entfernung schoss George. Der Pfeil drang in den Vogel ein.

George lief heran und packte das zappelnde Tier. Ein Freudenschrei kam von Maud.

Eine weitere Gans erhob sich aus dem Schnee und schwang sich auf eine Tanne. Wieder kroch George mit schussbereitem Bogen heran. Er sah den Vogel und ließ den Pfeil fliegen. Nicht eine Feder bewegte der Vogel, als der Pfeil über seinen Kopf zischte. George schob sich näher heran und legte einen neuen Pfeil auf. Erwartungsvoll bat er den Herrn um Hilfe. Der Pfeil verließ den Bogen und flog in die fette Brust der Gans.

Während Maud die Tiere rupfte und reinigte, entzündete George ein Feuer und meinte: »Diese Gänse haben keine Furcht vor dem Menschen wie andere Vögel. Sonst hätten wir nie diesen Festbraten bekommen.«

Dann dankten die beiden jungen Leute dem Herrn für seine Güte und schütteten ihm ihre Herzen aus.

Nach dem Essen drängten sie weiter. Ein paar Minuten später blieb Maud stehen und sagte: »Ich rieche Rauch und Bratenduft.«

»Es ist nicht unser Feuer. Der Wind kommt aus Süd-

westen. Von da also auch der Rauch. Wir gehen in diese Richtung weiter.«

Wieder kämpften sie gegen die Schneewehen an. Sie gingen durch eine Felsenschlucht, die von Norden nach Süden verlief.

Auf einmal rief George: »Hör mal, Maud, ich weiß, wo wir sind. Hier hab ich den Rehbock und den Bären geschossen. Noch drei Kilometer und wir sind zu Hause. Das war der Mohawkfluss, auf den wir gestoßen sind!«

Mit neuem Mut eilten sie weiter. Zwanzig Minuten später waren sie am Eingang der Höhle und gingen hinein. George rief: »Preis dem Herrn!«

In der Höhle waren Mr Watson und Carl.

»Wir wollten gerade aufbrechen, um euch zu suchen.«

»Sind Mutter und Pam im Fort?«, fragte Maud.

»Ja. Wir haben sie dort gelassen. Wir wollten aber hierher zurückkommen, wenn wir euch gefunden hatten. Das ist das Beste, weil das Fort überfüllt ist«, antwortete Mr Watson.

Beim Essen berichteten Maud und George ihre Erlebnisse. Carl und Mr Watson lauschten gespannt dem Bericht und lobten George für sein kluges Handeln.

Dann sagte Carl: »George, die Mannschaft von Killypox hat viele Feinde gefangen genommen. Kittel war dabei. Sie kommen ins Gefängnis nach Albany.«

»So sind also seine Zukunftspläne ins Wasser gefallen. Es erweist sich doch immer wieder, dass, wer anderen eine Grube gräbt, schließlich selbst hineinfällt«, sagte George.

Mit unaussprechlicher Freude im Herzen gingen sie nach Fort Killypox. Mrs Watson weinte vor Freude.

Widerwillig erkannte Captain Snow an, dass George eine wundervolle Arbeit getan hatte. »Trotz der Tatsache, dass dein Vater ein Verräter ist, glaube ich, dass du in Ordnung bist«, brüllte er.

George lächelte. Wenn im Frühling die Wahrheit ans Licht kam, würden alle seinen Vater als Helden anerkennen.

Er erzählte Carl von der Botschaft. »Ich muss sie sofort Captain Lemming überbringen.«

»Mit Schnee unter den Füßen wird es eine harte Reise sein. Du schaffst es aber.« Carl lachte. »Nach allem, wie es deinem Vater gelingt, die Engländer hinters Licht zu führen, gibt es nichts, was ein Lockan nicht fertigbringt!«

Zwei Tage ruhte George sich aus. Am dritten Morgen half er Watsons, nach Hause zu kommen. Carl versprach, Mr Watson beim Bau der neuen Hütte zu helfen.

Am Nachmittag kamen sie an. George blickte den Bach entlang. Er sah drei Gestalten sich dunkel gegen

den Schnee abheben. Er erschrak. Es waren Mohawks in Decken gehüllt.

Mrs Watson keuchte und deckte Pam mit einer Decke zu. Carl sprang auf. Einer der Indianerkrieger kam näher und hob die Hand über den Kopf. George erkannte ihn. Es war Wigo, der Mann, dessen Leben sie gerettet hatten. Nun war er zurückgekommen, um sie anzugreifen.

Wigo trat drei Meter vor die anderen. Mit langsamen, abgemessenen Bewegungen nahm er eine Handvoll Pfeile aus dem Köcher und hob sie hoch. Er zerbrach sie und warf die Spitzen in den Schnee.

George sprang vor. »Das ist ein Zeichen des Friedens!«

Wigo und die beiden anderen Krieger kamen feierlich näher. Sie kamen direkt auf Mr Watson zu. Wigo machte den Sprecher. »Ich bin denen entronnen, die mich nach Osten mitgenommen hatten. Dann kam ich in mein Dorf zurück. Ich habe viel nachgedacht. Über das, was Sie mir von Jesus Christus erzählt haben. Nun habe ich ihn als meinen Herrn angenommen. Das sind zwei Stammesbrüder. Sie sollen die gute Botschaft auch hören.«

Die Indianer blieben den größten Teil des Tages da und hörten zu, wie Mr Watson ihnen von dem Retter Jesus Christus erzählte. Bevor sie im Wald verschwanden, versprachen alle drei, den Herrn als Meister über ihr Leben anzuerkennen.

Am nächsten Morgen glitzerte die Sonne silberweiß auf dem Schnee. Georges Gepäck war reisefertig. Er zog sich eine warme Mütze aus Biberfell über die Ohren.

Mrs Watson küsste ihn auf die Wange. »George, wir werden jeden Tag an dich denken.«

Carl drückte ihm die Hand. »Komm im Frühjahr so bald wie möglich zurück.«

»Ich komme. Nur die gleichen Gründe wie in diesem Frühjahr könnten mich abhalten. Ich komme zurück, um mir in dieser herrlichen Wildnis ein Heim zu errichten. Noch schwerer wiegt aber ein anderer Grund. Ich habe gesehen, wie Wigo und seine Stammesbrüder aus Feinden Freunde geworden sind, weil sie den Herrn Jesus Christus angenommen haben. Deshalb möchte ich zurückkommen und Ihnen bei Ihrem Missionswerk unter den Indianern helfen.«

»Gut. Ich brauche Hilfe«, sagte Mr Watson.

George gab Pam einen Kuss und wandte sich nach Osten. Maud begleitete ihn bis zum Rand der Lichtung.

Ihre Augen waren voller Tränen. Die Stimme klang rau: »George, ich erwarte dich, wenn im Frühling das erste Ahornblatt herauskommt.«

»Ich werde zurück sein, Maud.«

Er winkte den Watsons zu. Dann ging es im Trab durch den Schnee nach Osten.

Papa ist kein Verräter, sondern ein Held! Wie werden sich Mutter und Margot freuen, wenn ich ihnen diese Neuigkeit bringe! Im Frühling komme ich dann in dieses wundervolle Land zurück, dachte George, als er an einer Schlucht entlanglief.

Sein erster Gedanke war, Fort Killypox zu umgehen. Er dachte an die Feindschaft von Captain Snow und Lumberkin. Doch das wäre ein großer Umweg gewesen. Er wollte doch Captain Lemming die Botschaft so bald wie möglich überbringen.

Gegen Mittag stand er am Tor. Die Wache hatte ihn bereits erkannt. Sofort wurde das Tor geöffnet.

Captain Snow stand schon am Eingang und streckte ihm seine gewaltige Rechte entgegen.

George war erstaunt.

»George, mein Junge«, rief Captain Snow aus, »es ist schön, dass du wieder da bist. Komm rein! Komm rein!«

George war ganz verblüfft von dem unerwarteten Willkommen. Einen Augenblick stand er bewegungslos da. Dann sah er Lumberkin vom Blockhaus heranstürmen. Über sein wettergebräuntes Gesicht ging ein verlegenes Grinsen. »George Lockan, ich bitte dich um Entschuldigung für mein Benehmen im vergangenen Sommer.«

»Etwas überrascht, mein junger Freund?«, dröhnte die Stimme des Captains.

»Ja«, gab George zu.

Er folgte dem Captain und dem Scout in eines der Gebäude. Captain Snow gebot ihm durch ein Zeichen zu schweigen und trat zur Seite. Zunächst konnte er nichts sehen, weil nur wenig Licht hereinfiel. Als sich jedoch seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah er jemanden im Bett liegen.

Plötzlich erkannte er ihn. »Papa! Papa!« Er umschlang den schlafenden Mann mit seinen Armen.

Sein Vater erwachte. »George, mein Junge, wie gut, dass du es geschafft hast!«

»Ja« war alles, was George vor Überraschung herausbrachte.

»Und das Mädchen?«, fragte sein Vater.

»Maud geht es gut, Papa. Aber wie bist du hierhergekommen?«

»Nun, kurz nach deiner Flucht war ich mir im Klaren über die Pläne der Engländer für die Frühjahrsoffensive. Mit dieser Information war meine Aufgabe beendet. Ich glaube fest, dass unsere Armee sich im Frühjahr erfolgreich wird verteidigen können. So konnte ich kurz nach dir entweichen. Nun muss ich mit diesen Unterlagen so

schnell wie möglich zu Captain Lemming. Und dann wollen wir nach Hause!«

»Wie werden Mutter und Margot froh sein, wenn wir heimkommen!«, seufzte George.

»Wie werde ich froh sein, sie zu sehen!«

»Und ich!«, bekräftigte George.

Mr Lockan zog sich die Stiefel an und sagte: »Nach einem guten Essen werden wir uns auf den Weg machen, Captain Snow.«

Eine Stunde später brach George mit seinem Vater nach Osten auf. Captain Snow hatte ihnen großzügig Pferde zur Verfügung gestellt.

Sie ritten den zugefrorenen Mohawk entlang. Sam Lockan sagte leise: »Der Herr war sehr gnädig zu mir, George. Mit seiner Hilfe habe ich zu unserem Widerstand gegen die Sklaverei der Engländer beitragen können.«

»Auch mit mir war er, Papa. Ich habe in den letzten Monaten viel gelernt. Sobald ich kann, will ich Mr Watson bei seinem Missionswerk unter Siedlern und Indianern helfen.«

Sein Vater lächelte zufrieden. »Gut. Ich will Mutter und Margot im Frühjahr hierhin mitnehmen.«

»Er hat alles wohl gemacht«, sagte George laut. Still dankte er dem Herrn, dass er seinen Vater wohlbehalten

zurückgeführt hatte. Nicht als Verräter, sondern als wirklichen Helden. Ja, der Herr ist wirklich gut!